Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
Herm. Markgraf.

Achtzehnter Jahrgang.
Fünfzehnter Band.

Der schwarze Mann.
III.

Die Speculation. Novelle von Ernst Fritze.

Wien.
Herm. Markgraf.
1863.

Der schwarze Mann.

Geschichtlicher Roman

von

F. Isidor Proschko.

Dritter Theil.

Wien.

Herm. Markgraf.

1863.

Inhalt.

Der schwarze Mann.

1.

Die Tillysburg. — Die Sage vom Sandkorn.

Im Lande ob der Enns nächst dem Chorherrnstifte St. Florian am sogenannten Christeinbache lag einst das Schloß Volkensdorf, das Stammschloß der alten Familie Volkensdorf, welche in der Landesgeschichte Oberösterreichs bereis im Jahre 978 mit Leonhard von Volkensdorf zuerst auftritt. Im Jahre 1096 erscheint ein Otto, im Jahre 1120 ein Arnhelm von Volkensdorf als Ministeriale des Markgrafen Ottokar von Steyer. Ein Ortolph von Volkensdorf erstach im Jahre 1256 im Kloster St. Florian einen Sekretär des Herzogs Friedrich von Oesterreich, weshalb er aus dem Lande verwiesen wurde. Im Jahre 1558 brannte das Schloß ab. Während der Unruhen des Jahres 1620 wurde die Herrschaft Volkensdorf nebst anderen Gütern dieser Familie

confiszirt und im Jahre 1623 dem kaiserlichen General-Lieutenant, Grafen von Tilly, verliehen, welcher das alte Schloß abbrechen, und von dem Materiale desselben die noch jetzt stehende Feste Tillysburg bauen ließ.

Von diesem Schlosse lebt nachstehende Sage im Munde des Volkes:

Der Todtengräber Hanns Traugott zu Volkensdorf grub ein Grab. Es war damals eine gar traurige Zeit für das Land ob der Enns und die Todtengräber hatten vollauf zu thun.

Rudolf II. hatte den deutschen Kaiserthron bestiegen, und eben auch die Regierung des Landes ob der Enns angetreten. —

Am 14. Juli des Jahres 1578 hatten ihm die Landstände zu Linz gehuldigt, und bald darauf saß der Kaiser wieder unter seinen Globen und Himmelskarten auf dem Hradschin zu Prag.

Aber die Vorzeichen des dreißigjährigen Krieges gaben sich auch im Lande ob der Enns kund, und die verschiedenen Maßnahmen des Kaisers gegen den auch im Lande ob der Enns Boden gewinnenden Protestantismus verursachten in den Gegenden an der Donau bedenkliche Bewegungen unter den Landleuten. Unter dem Deckmantel der Religion verhüllten böswillige Hetzer des Landvolkes ihre eigennützigen Pläne. Insbesondere hatte sich

in der Gegend von Windischgarsten, zu Spital am Pyrhn und in der Pfarre Sierning ein Bund von Aufrührern gegen den Kaiser gebildet, und der Schuhmachermeister Franz Rottenhofer stand an der Spitze desselben; Handwerker, Hammerschmiede, Messerer, Schleifer, Köhler und Holzknechte gehörten diesem Bunde an. Zu St. Peter am Wimberge versuchten zwei andere Männer, der Bauer Großwinkler und der sogenannte Christofel aus Sprinzenstein, auch ein Bauer, das Landvolk aufzuwiegeln. —

So konnte es denn, bevor diese eigennützigen Volkshetzer von der verdienten Strafe ereilt wurden, an bedauerlichen Vorfällen im Lande ob der Enns nicht fehlen. Brand, Mord und Todschlag waren zu jener Zeit nicht ungewöhnlich und auch der Todtengräber zu Volkensdorf hatte daher manches Grab zu graben.

Während Hanns Traugott an dem Grabe arbeitete, und ein geistliches Abendlied sang, streute die hinter dem dunklen Gemäuer der Feste Volkensdorf aufsteigende Mondscheibe einen breiten Lichtschimmer über den Kirchhof, und Hanns Traugott schrack unwillkürlich zusammen, als er vor dem Steine, der für das neue Grab bestimmt war, zwei mit dunklen Mänteln bekleidete Männer gewahrte, welche das Chronografium des eben zum

Setzen bereitliegenden Grabsteines MDLXXVIII entzifferten.

Beide trugen breite Hüte, und ihre bleichen Gesichter hatten einen unheimlichen gespenstigen Ausdruck. Der Eine größer von Wuchs als der Andere, hatte gewöhnliche, ziemlich regelmäßige Züge; der Andere war klein von Gestalt, hatte ein dürres Gesicht mit eingesunkenen Wangen und eine breite Stirne, welche, obgleich er kaum zwanzig Jahre zählen mochte, bereits Runzeln trug; seine lange Nase, sein finsteres Auge und sein schmales, unten spitzig zulaufendes Kinn gaben ihm ein fast abschreckendes Aussehen. Die schwarzen Mäntel und breiten Hüte, welche beide Männer trugen, deuteten darauf hin, daß sie dem gelehrten oder geistlichen Stande angehörten.

Der Todtengräber stand lange auf seinen Spaten gestützt, und betrachtete die beiden Männer, in denen er sogleich Fremde erkannt hatte. Nun bemerkten auch sie den Mann der Gräber.

„Was machst Du da?" fragte der kleinere der beiden Männer, indem er Hannsen näher trat, mit barschem Tone.

„Herr!" stotterte der etwas erschrockenen Handlanger des Todes, „ich baute eben eine Wohnung für einen neuen Gast meines Reiches."

Der kleine todtenbleiche Mann mit der Faltenstirne senkte düster sein Auge in die Grube. „Tief genug," sagte er halb lächelnd, halb höhnisch, „um darin eine Ewigkeit zu schlafen." —

„Je nun," meinte der zutraulicher werdende Todtengräber, indem er den Mann näher in's Auge faßte, „je nun, es kömmt wohl auch ein Tag, der diese Ewigkeit lichten, der den eisernen Schlaf im Grabe unterbrechen wird."

„Ei," fragte der Bleiche, wie ausholend, dagegen, „ei, glaubst Du denn so fest an die Verheißung —" ...

„Einer Auferstehung!" ergänzte der Todtengräber mit leuchtenden Blicken, und der freundliche Mondstrahl goß eben sein Friedenslicht wie einen ermuthigenden Gruß aus dem Lande der Unsterblichkeit über die Schlummerstätten des Kirchhofes

„Einer Auferstehung!," wiederholte er begeistert; „ja! mein Herr, Ihr werdet mir diesen heiligen, großen Glauben, meines Lebens schönste Hoffnung, nicht hinweglächeln!" —

„Also Du, Mann mit dem blanken Spaten," fuhr der Bleiche fort, „Der Du täglich im Menschenstaube wühlst, Du glaubst wirklich, daß . . ."

„Gottes Allmacht mich mit den Millionen meiner Mitbrüder dereinst erwecken werde zum ewigen Leben!"

ergänzte der Todtengräber, indem er sich, wie die siegende Hoffnung auf ihrem Anker, auf den Spaten stützte und seine Hand betheuernd auf das Herz legte. Dem Bleichen schien das feste Vertrauen des Todtengräbers sehr zu gefallen, aber er wollte wohl den Starkmuth des armen Schauflers noch weiter auf die Probe stellen. Er lüftete jetzt seinen Mantel und zog eine goldene Uhr aus seiner Tasche.

„Sieh' da," sagte er, „das Uehrlein zwischen den Fingern emporhaltend, und sein Räderwerk aufschließend, „sieh' da, den Menschenkörper, ein Rad zu viel oder zu wenig, einen Stift heraus, und das Uhrwerk steht und bleibt stehen — also des Menschen Leben; und wenn ich das goldene Ding da auf die Erde werfe und es zerbreche, wo ist seine Pracht und Schönheit? Wer heftet mir das das Ganze wieder zusammen?" — Dabei warf er das Uehrlein mit einiger Heftigkeit auf den Boden, daß das Gehäuse aufsprang und der Mondstrahl auf die dicht vergoldeten Räder des inneren Werkes blitzte.

„Der große Meister dort oben," entgegnete der Todtengräber feierlich, indem er seine Hand zu dem sich immer mehr lichtenden Sternenhimmel emporhob.

„O! glaubt mir, Herr!" fuhr er fort, „so wie ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten dort oben im weiten Himmelsraume

zusammen zu wehen, ebenso genügt ein Sandkorn in der Hand des Allmächtigen, um die Geschicke von Nationen zu lenken." —

Der Bleiche wandte sich jetzt zu seinem Begleiter, der bisher geschwiegen hatte.

„Die Beharrlichkeit dieses Mannes in seinem Glauben und seine seltene Zuversicht gefällt mir," sagte er; „Männer in seinem Kleide, welche gewohnt sind, mit Menschenschädeln wie mit Kegeln zu spielen, ziehen oft zu sehr von der Scholle an, um sich noch zum Uebersinnlichen aufzuschwingen. Der Mann ist ein Original, wir müssen ihn näher kennen lernen."

„Auch mir gefällt seine Rede," bemerkte der Begleiter des Bleichen. „Sage mir," fragte er den Todtengräber, „sage mir, Mann mit dem Spaten, wie nennst Du Dich?"

„Hanns Traugott," entgegnete der Todtengräber.

„Hast Du Familie?" fragte Jener weiter.

„Ein krankes Weib, Herr, und acht unversorgte Kinder."

„Und Brot?" —

„So viel Stücke als Gräber in der Woche."

„Also arm," — nahm jetzt der Kleinere der beiden Männer wieder das Wort, „blutarm, und doch noch Vertrauen auf den, der für Dich nur Wasser und nicht

Manna regnen läßt. Ist die Grabschaufel Dein einziger Erwerb?"

„Nur während des Winters und der schlechten Jahreszeit überhaupt," entgegnete der Todtengräber. „Kömmt der Lenz, so geleite ich Reisende auf die Geisterburg, deren Beschließer ich bin; dann setzt es wohl während dieser besseren Jahreszeit so viel an Nebenerwerb, daß ich meinem Weibe und meinen Kindern davon später warme Winterkleider und einen geheizten Ofen beistellen kann."

„In die Geisterburg?" fragte der Bleiche, — „wo ist diese?"

„Schaut nur vor Euch," antwortete der Todtengräber, „da steht sie ja die alte Veste Volkensdorf, die manches Jahrhundert mit angesehen hat; wir nennen sie halt die Geisterburg, weil es darin umgeht."

„Umgeht?" —

„Oder spuckt," fuhr der Todtengräber fort, — „das heißt nämlich, der abgeschiedene Geist des alten Ortolph von Volkensdorf, welcher vor mehr als zweihundert Jahren im Kloster St. Florian einen Sekretär des Herzogs Friedrich von Oesterreich erstach, soll dort nächtlicher Weile, und zwar gewöhnlich gegen eilf Uhr, in der Burg sein Unwesen treiben."

Die beiden Fremden lächelten.

„Willst Du uns wohl in die Burg führen? —" fragte der kleinere Bleiche.

„Was fällt Euch ein!" rief der Todtengräber erschrocken; „wollt Ihr an Leib und Seele Schaden nehmen? nein, bei Tage führe ich Euch, wohin Ihr wollt, des Nachts bringt mich Niemand in das Geisterneſt da hinauf." —

„Wir können uns in der Gegend nicht aufhalteu," sagte der Bleiche — „die Nacht beginnt, und noch während derselben geht unsere Reise weiter; darum, willst Du uns Punct eilf Uhr die Gemächer der Geisterburg, wie Du sie nennst, öffnen, so verdienst Du von uns zwei Silberstücke mit des Kaisers blankem Brustbilde."

„Nein, nein!" jammerte der Todtengräber, „es steht geschrieben: Du sollst Gott, Deinen Herrn, nicht versuchen." —

„Narr!" eiferte der Bleiche, „wirst Dich wohl nicht von eitler Gespensterfurcht um ein nahmhaftes Trinkgeld bringen lassen, welches Du Dir verdienen kannst, wenn Du uns heute um eilf Uhr in die verfallene Burg geleitest?"

„Und wenn Ihr mir die versilberte Kuppel des morschen Thurmes da oben mit Goldstücken anfüllt —" betheuerte der Todtengräber, „so bringt Ihr mich des Nachts nicht in das Geisterneſt hinauf."

Dabei schielte der arme Spatenträger denn doch mit lüsternen Augen nach den zwei Silberthalern, welche der Bleiche zwischen den Fingern hielt, — dieser aber sann ein wenig nach, dann schien ihm ein Gedanke aufzuleuchten — er wollte jetzt seinen Mann auf eine andere Weise fassen.

„Sieh' dieß Amulet“ — fuhr er fort, indem er eine blauseidene Kapsel aus der Brust hervorzog, „dieß Amulet ist angerührt und geweiht von Seiner Heiligkeit dem Papste selbst, — wer es trägt ist sicher vor den Anfechtungen des Bösen.“

Der Todtengräber trat einen Schritt vor und riß die Augen weit auf.

Die Rede des Bleichen hatte schnell gewirkt.

„Laßt sehen“ — sagte jetzt gefügiger Hans Traugott, „ja es ist richtig ein Amulet, wie mein Schwager, der Küster, eines besitzt, nun denn, so will ich den Gang mit Euch wagen, also! . . .“

„Also Punct eilf — sind wir hier wieder am Platze,“ entgegnete der Bleiche, „keine Minute früher, noch später — Punct eilf findest Du Dich ein.“

„In Gottesnamen,“ sagte seufzend der Todtengräber.

Die beiden Männer zogen ihre Mäntel enger zu-

sammen und verließen den Kirchhof, um sich im Weiler ein Abendbrot zu suchen.

Noch hatte die alte Thurmuhr im Schlosse Volkensdorf das dritte Viertel auf eilf nicht ausgeschlagen, als der Todtengräber Hans Traugott bereits auf der Zugbrücke der Veste stand uud durch die Stille der sternhellen Nacht nach allen Richtungen lauschte, ob die beiden Fremden, welche ihn hieher bestellt hatten, den Hügel schon heraufkämen.

Allein kein Laut regte sich, keiner der beiden Männer ließ sich sehen.

Die Thurmglocke brummte eilf, auf der zackigen Warte flog eine Ohreule auf, und hinter der wohlverschlossenen Pforte der alten Burg wurde ein seltsamer Schall vernehmbar, gleich dem Rollen von Erdschollen, welche der Spaten des Todtengräbers auf den eben in die Tiefe versenkten Sarg schleudert.

Hans Traugott hatte manche Nacht auf dem Kirchhofe in seinem traurigen Geschäfte verbracht, allein eine Bangigkeit, wie eben jetzt, hatte ihn noch nie befallen. Kalte Schweißtropfen drangen auf seiner Stirn hervor, er glaubte jeden Augenblick die Pforte der alten, unbewohnten Burg sich von selbst öffnen, und den Schatten eines der längst entschlafenen Bewohner derselben her-

ausschweben zu sehen, zuletzt begann er in seiner unerklärlichen Angst fieberhaft zu zittern, und, da die Thurmuhr bereits das erste Viertel nach eilf dröhnte, und die beiden Fremden noch immer nicht erschienen, so lief Hans Traugott endlich den Hügel herab gegen den ungefähr hundert und fünfzig Schritte entfernt liegenden Weiler zu. —

Aber kaum war er im Thale angelangt, so krachte ein furchtbarer Donner von der halbverfallenen Veste herab, so furchtbar, daß Hans Traugott augenblicklich betäubt auf der Erde lag, und von einem ungeheuerem Feuerstrahle geblendet, erst nach geraumer Weile sich vom Boden aufraffen konnte, als ihn das Geschrei der vor Schrecken und Bestürzung herbeieilenden Bewohner der Gegend wieder in's Leben rief.

Die Stätte vor dem Schlosse glich jetzt einem durchwühlten Acker, die zackige Thurmeswarte des Schlosses war verschwunden, Trümmer deckten den Felsenabhang; der Theil der westlichen Seite der Burg mit dem alten Ahnensaale war durch eine Pulver-Explosion in die Luft gesprengt worden, kein Mensch ahnte das „Wie?" — denn außer dem Todtengräber und jenen Reisenden, denen dieser die vergilbten Wände der Burg sehen ließ, war seit vielen Jahren Niemand über die Zugbrücke des Schlosses geschritten und von aufbewahr-

ten Pulvervorräthen in der Burg hatte selbst Hans Traugott keine Wissenschaft . . . und dennoch kündigte der zurückgebliebene Pulverdampf über den Trümmern des eingestürzten Gemäuers eine erfolgte Pulver-Explosion an.

Hans Traugott dachte aber jetzt der beiden Männer mit den breiten Hüten und schwarzen Mänteln, welche ihn um eilf Uhr Nachts zur Burg beschieden hatten, selbst aber nicht erschienen waren. Sie waren im Weiler am Bergesabhange gesehen worden, jedoch spurlos verschwunden.

Das Landvolk der Umgegend aber sprach noch lange davon, daß die bleichen Männer mit schwarzen Mänteln und breiten Hüten versehen, Bürger aus dem Jenseits gewesen seien, welche durch göttliche Zulassung jenen Theil der Veste Volkensdorf zerstörten, — klügere und weitdenkendere Bewohner der Gegend, welche wohl wußten, daß auch der Kaiser seine Freunde im Lande hatte, welche das Treiben seiner Gegner beobachteten, hielten die nicht wieder zum Vorschein gekommenen Schwarzmäntel für Kundschafter Rudolfs II., welche für ihn im Lande ob der Enns Freunde warben, und die Stimmung des Landvolkes erforschen sollten, noch andere hielten die Schwarzmäntler für Jesuiten.

Im Erntemonat des Jahres 1619 sah es im Lande ob der Enns gar trübe aus.

Rudolf II. und Mathias I. ruhten bereits in der Gruft und Kaiser Ferdinand II. folgte ihnen auf dem deutschen Kaiserthrone, er war bereits als König von Ungarn und Bohmen gekrönt, und der eigentliche Erbe der Länder ob und unter der Enns, Erzherzog Albrecht, damals Regent der Niederlande, bereits im Alter vorgerückt, übertrug am 9. Oktober 1619 in einer besonderen Urkunde seine Rechte auf die Länder ob und unter der Enns an den Kaiser.

Allein, so wie sich in Böhmen damals der Geist des Unfriedens und Zerwürfnisses regte, und das Vorspiel des dreißigjährigen Krieges begann, so gaben sich auch im Lande ob der Enns bedauerliche Zeichen von herannahenden Stürmen kund.

Unter dem Deckmantel der Religion suchten Selbstsucht und Unzufriedenheit das Land aufzuregen. Die Mehrzahl der dem Kaiser abgeneigten Landstände brachte es dahin, daß demselben die Huldigung verweigert wurde, ja, die Stände bestellten in dem Herrn Sigmund von Pollheim einen eigenen Landeshauptmann, nur die Prälaten traten diesem Beschlusse nicht bei.

So wie sich nun die Stände des Landes ob der Enns mehr und mehr den böhmischen anschlossen, ver-

band sich dagegen Kaiser Ferdinand mit seinem Jugendfreunde, dem Herzoge Maximilian von Baiern, zur Unterdrückung der in Böhmen und Oberösterreich beginnenden Unruhen. Noch einmal versuchte er durch Milde die Landstände von Oberösterreich zu ihrer Pflicht zurückzubringen, diese aber verweigerten dem Monarchen noch immer die Huldigung und ließen sich in Unterhandlungen mit den unruhigen Böhmen und Ungarn ein, ja sie luden sogar die Türken durch eine Gesandtschaft zum Bündnisse ein.

Aber schon nahte der edle Verbündete des Kaisers, Herzog Maximilian von Baiern mit seinem Heere den Grenzen Oberösterreich's, um hier die Ordnung herzustellen.

Während achttausend aufrühreriſche Bauern des Landes ob der Enns sich bei Walchen und Frankenmarkt zusammenrotteten und unter den festen Plätzen des Landes zuerst das Schloß Kogel einnehmen wollten, lagerten sich die Baiern um die Mitte des Monates Juli des genannten Jahres, 30,000 Mann stark unter dem berühmten Tilly, bei Schärding am Innflusse.

Tilly erklärte den Ständen ob der Enns, er komme als Stellvertreter des Kaisers, dem sie Gehorsam leisten sollten, er verlange von ihnen, daß jeder Bund mit den Böhmen von ihnen allsogleich aufgelöst werde.

Die Stände zögerten auf Hülfe hoffend, mit der Antwort. Tilly aber verstand keinen Scherz und eine Abtheilung seiner Truppen rückte am 25. Juli unter Alexander von Haßlanger nach Oesterreich ein, während mehrere tausend, der zum Widerstande gerüsteten Bauern im Innviertel gelagert waren, und die Grenzplätze Peuerbach, Riedau, Neumarkt und Aestersheim von den Einwohnern mit Schanzen und Pallisaden versehen wurden.

Die Tage wurden daher immer heißer, die Gewitterwolken, welche sich über dem Lande ob der Enns zusammenzogen, immer schwärzer.

Hochbedauerliche Ereignisse fielen auf beiden Seiten vor, denn der Bauer wie der Baier war zum Aeußersten entschlossen, und das Wort „Pardon" sollte aus dem Verzeichnisse ihrer Losungsworte ausgestrichen sein.

Das war die Zeit des eigentlichen Vorspiels zum oberösterreichischen Bauernkriege, welcher jedoch erst mehrere Jahre später in seiner vollen Wuth ausbrach.

An einem dieser „heißen Julitage" des obgenannten Jahres war die Trinkstube des Lenzenwirthshauses zu Aschau an der Donau, genannt „zum rothen Hahn" mit braunen Männern gefüllt. Sie hatten sich in ihren

Lodenkitteln, die spitzigen Jodelhüte [1]) auf den dichtbehaarten Köpfen, an den Wandbänken der dunklen Stube gereiht, wenigstens zwanzig an der Zahl.

Auf den langen Eichentafeln, welche längs den Bänken hinliefen, standen die breiten „Pitschen“ (hölzerne Gefäße mit breiten Henkeln) worin der in diesem Jahre wohlgerathene Aepfelmost schäumte. Daneben lagen ungeheure Laibe schwarzen Brodes und in einer großen irdenen Schüssel eine Menge runder Ziegenkäse nebst saftigen Frühbirnen.

An den schmutzigen Wänden hing das Bruchstück eines schwarzen Rahmens mit zerbrochener Glastafel, die zerfetzten Ueberreste des herausgerissenen Bildes ließen eben noch den Kübel und die eine Hand des heiligen Florian's erkennen, der als einer der Patrone des Landes und Beschützer gegen Feuersgefahr verehrt, nunmehr den bereits auflodernden Brand des Aufruhrs im Lande auch nicht mehr zu löschen vermochte.

An den übrigen Seiten der Wand ragten mächtige Hirschgeweihe hervor, an denen die Bauern zum Theil ihre Hüte aufgehängt hatten.

Jeder der Bauern hatte übrigens ein paar scharfe

---

[1]) Von „Jodeln“ (Singen) weil diese Hüte beim Singen emporgeworfen wurden.

Stechmesser nach Innviertler Art in seinem Gürtel stecken und in den Stubenecken lehnten Morgensterne, Partisanen und zwei verrostete Lanzen, welche die Landleute vom Schloße Aestersheim entwendet hatten.

Unter diesen Bauern aber ragte ein stämmiger Mann mit schwarzen Haaren, und langem, braunem Gesichte, der braune Steffen genannt, hervor, dessen breite Brust mit einem ledernen Koller bedeckt war, während an seinen hohen Lenden ein langer Hirschfänger hing, und ein Bauernkittel von grobem, braunem Loden seinen sehnigen Gliederbau verhüllte, sein Auge sah finster darein, auf seiner gefalteten Stirne saß der Bauerntrotz, und seine auf den Eichentisch gestemmte Faust schien anzudeuten, daß er der Herr und Gebieter dieser Tafelrunde sei.

Und so war es auch.

Der gewaltige Mann, seinem Gewerbe nach ein Hutmacher, wußte mit den Jodelhüten der Bauern gar trefflich zu handtiren, so, daß nach kurzer Zeit siebenzig tausend Hüte auf seinen Wink sich von den Köpfen hoben. —

Seine Commandosprache war aber in der Trinkstube kein Donnerwort, wie nachmals auf offenem Felde; halblaut überzählte er die Anwesenden, indem sein langer Knochenfinger auf die rings um den Tisch auf ihre

Ellenbogen gestützten Bauern deutete, während ein Röthel und ein Stück altes Pergament vor ihm lagen, auf welch' letzterem ein anderer Bauer die Namen der Genannten verzeichnete. —

„Also Ihr seid alle gekommen," sagte er, seine Ansprache an die aufhorchenden Bauern schließend — „alle seid Ihr gekommen, bis auf den Wolf Madlseder von Steyer." —

„Ja," riefen die Bauern, und Einer unter ihnen bemerkte:

„Weißt ja, Huterer, daß der Madlseder, als Rentmeister der Stadt-Kammerkassa von Steyer, eben nicht zu jeder Stunde abkommen kann."

„Und zuwarten will, bis er sieht, wie es mit der Sache geht," — entgegnete höhnisch der Huterer; „ich traue den Federfuchsern nicht; könnte den Zauderer auch höchstens nur zum Feldschreiber unserer künftigen Armada brauchen, überdies ist er durch unsern zweiten Feldschreiber, den Doctor Holzmüller, gar leicht ersetzt [1]);

---

[1]) Dr. Lazarus Holzmüller, einer der bedeutendsten Stimmführer im ersten oberösterreichischen Bauernkriege, er wurde später wegen seiner Theilnahme an den Unruhen enthauptet, das gleiche Schicksal traf den Rentmeister der Stadt Steyer Wolf Madlseder, sein Kopf wurde am Thurme zu Steyer aufgesteckt.

aber nun Ihr Andern, rührt Euch wacker, müßt's jetzt machen, wie der Quirl im Butterfaße, rund herum, bis die Butter fertig ist und wir den Käse dazu bereiten, der dem Bayer in die Gurgel beißen soll." —

„Du, David Spatt —" fuhr er auf einen baumlangen Holzbauer vom Mühlviertel deutend fort. „Du bist im Mühlviertel zu Hause, Du nimmst also diesen Theil auf Dich; Du, Hanns Himmelberger, redest mir die Flößer an der oberen Donau auf."

„Soll geschehen," erwiederte lachend der Angeredete, einer der sogenannten schwarzen Bauern vom Inn. [1])

„Der Tobias Mayer," fuhr der Bauer wieder fort, indem er auf einen andern, der um den Tisch sitzenden Bauern deutete, „der Tobias Mayer geht mit dem Forauer in's Machland; der Reiter, der Wolf Wurmb, Handes Aubrek und Vätterer werben im Hausruck, der Ringel und Hochbauern in der Gegend von Enns und St. Florian."

Alle diese und die folgenden Namen oberösterreichischer Landleute sind historisch, die Bezeichneten waren die Haupträdelsführer im ersten oberösterreichischen Bau-

---

[1]) Die schwarzen Bauern vom Inn — von ihrer in einem schwarzen Bauernkittel bestehenden Tracht so genannt, waren eine besonders furchtbare Rotte im Bauernkriege Oberösterreichs.

ernkriege, sie büßten jedoch ihre vorzugsweise Theilnahme an demselben mit dem Leben, und wurden sämmtlich im März des Jahres 1627 am Hauptplatze zu Linz mit dem Beile hingerichtet.

Nur ihr Hauptanführer, der oben als Sprecher angeführte „braune Steffen“ starb an einer erlittenen Verwundung zu Ebelsberg.

Die Angeredeten nickten, und der Braune sprach weiter:

„Unser Factotum, der rührige Doctor Holzmüller hat uns bereits eine Defensionsordnung verfaßt; auch kann ich Euch sagen, daß der Balthasar Mayr, der Hanns Leitner und der Angerholzer, die ich sämmtlich zu Feldhauptleuten unserer Defension bestimmt habe, in der Gegend von Freistadt und Gallneukirchen werben.“

„Und wir Andern werden nicht hinter ihnen zurückbleiben,“ rief jetzt ein kurzer, stämmiger Bauer mit rothen Haaren und rothem Barte, der bisher auf seinen Ellenbogen gestützt, schweigend dagesessen war, dazwischen.

„Kenne Dich ohnedem, Hans Virsche [1]) als einen

---

[1]) Hans Virsche, einer der wüthendsten Anführer der Rotten des Bauernkrieges und der einzige unter den zum Tode durch das Beil verurtheilten Führern der Bauern-

Schneidigen!"[1]) entgegnete der Braune, „wirst unserer Sache gute Dienste leisten; und somit ist Alles vorbereitet, und wir können die Bayern mit gefällter Partisane und brennender Lunte erwarten."

„Aber wenn wir unterliegen," — nahm jetzt Einer der Landleute das Wort.

„Schweig'!" fiel der Braune ein, „wir dürfen — wir können nicht unterliegen, wenn Ihr nur vor der Zeit und ehe wir den Zaun um den Garten haben, nichts ausredet — darum macht keinen Lärm von der Sache."

Aber hier unterbrach den Sprecher eben ein gewaltiger Lärm, welcher sich vor der Schenke erhob; die Hunde im Hofraume schlugen an; fluchende Männerstimmen und kreischende Töne aus Weiberkehlen verkündeten, daß etwas Ungewöhnliches im Anzuge sei.

„Wir sind verrathen!" schrieen die Bauern in der Stube, und einige sprangen von ihren Bänken zu den Fenstern der Stube, um zu sehen, was im Anzuge sei, während andere ihre mit langen Eisenspitzen[1] versehenen Knotenstöcke und die Partisanen aus den Ecken der Stube hervorrissen und sich zur Wehre bereit machten.

---

schaft, welcher vor seiner Hinrichtung seine Rückkehr zur katholischen Kirche verweigerte.

1) Provinzialismus statt Muthigen.

Der braune Steffen aber riß die Thür weit auf, und stellte sich, wie ein Goliath, seinen gewaltigen Hirschfänger vom Leder ziehend, auf die Schwelle; er hatte eben noch Zeit, seine Faust vorzustrecken, um den buckligen Knirps zurückzuschleudern, welcher athemlos auf die Spitze des Hirschfängers zugestürzt kam.

„Was gibt's, Tobias?" rief er, das Höckermännlein am Halse fassend, „sind Blauröcke vor der Schenke? sie sollen, so wahr ich Steffen heiße, nicht lebendig hereinsitzen!" —

„Kommen auch nicht lebendig," berichtete keuchend der Kleine, „kommt nur Einer, und den tragen sie auf zwei Tannenästen, denn sie haben ihn —" dabei machte er mit der Hand eine Bewegung, welche den Messerstoß andeuten sollte. —

„Rede deutlicher, Tobias Knollmayer!" [1]) befahl der Braune, — aber schon traten zwei baumlange Bauern mit schwarzen Kitteln und knorrige Stöcke in den Händen schwingend, herein; ihre durchfurchten Stirnen waren mit Blut bespritzt, von ihren schwarzen Kitteln hingen Fetzen herab, ein Zeichen, daß sie einen Strauß auf Leben und Tod bestanden hatten; Beide holten durch

---

[1]) Tobias Knollmayr, Baßgeiger von Riedau, einer der eifrigsten Sprecher im zweiten Bauernkriege.

ihre weiten Nüstern tief Athem und blickten sogleich gierig nach den Mostkrügen am Tische.

„Ah,“ rief der Braune, „da kommt der Neumüller und der Hurter;[1]) nun, was bringt Ihr?“

„Nicht viel,“ berichtete Neumüller, der Waldbauer, „wir bringen den Balg eines Geiers, von jener Sorte, wie sie eben über die Grenze fliegen.“ Dabei deutete er, die Mostkorbel an den Mund drückend, auf die Hausflur, wohin die Bauern aus der Stube bereits zusammengelaufen waren.

Der braune Steffen trat hinaus.

Auf dem Estriche lag ein baierischer Trompeter mit zerschmetterter Hirnschale; seine Faust war noch krampfhaft geballt; ein Büschel rother Haare in derselben deutete auf den fürchterlichen Kampf, den er mit Hurter, dem Rothkopfe, bestanden hatte, ehe er von dessen Knotenstocke den tödtenden Stirnschlag erhielt.

„Den haben wir in der Scharlen[2]) kalt gemacht,“ entgegnete Neumüller, der Wirth von Steyer.

„Er ist Einer der Tilly'schen,“ bemerkte der Hurter, von seinem rothen Barte der „Fuchsbart“ genannt,

---

[1]) Zwei durch ihre besondere Grausamkeit berüchtigte Führer der Bauernrotte, ersterer kommandirte zu Steyer, letzterer im Markte Urfahr nächst Linz.

[2]) Eine romantische Waldgegend nächst Efferding.

„der Gaudieb wollte nach Linz, um dem Statthalter Herberstorf bei Depeschen des Tilly, der mit seiner Soldateska im Anzuge ist, zu überingen, — wir vertraten ihm aber den Weg, — und haben ihn gestreckt und zugedeckt, — der bläst Keinen mehr aus dem Felde!"

Der braune Steffen hatten inzwischen die dem todten Trompeter um den Leib gebundene Ledertasche gemustert. In derselben stack nebst einer Brandweinflasche ein wohlverschnürtes Pergament, welches der Braune sogleich an sich rieß und, da er des Lesens wenig kundig war, dem kleinen Baßgeiger von Riedau reichte, mit welchem er in eine Ecke des Hofraumes trat, und sich von demselben die Depesche des Trompeters vorlesen ließ. Er nahm aber gar bald eine bedenkliche Miene an.

„Männer," sagte er, wieder zu den Bauern vortretend, „der Herzog Maximilian von Baiern ist heute Morgens schon von Schärding abgezogen, und hat sich über St. Martin nach Ried begeben, wo er mit den Abgeordneten der Stände unterhandeln will, auch der Tilly ist mit 20,000 Mann, Reiter und Fußvolk, im Anzuge und kann jede Stunde in Efferding eintreffen." ...

„Teufel!" rief Leitner, der Holzbauer, „da hat's Zeit, daß wir auseinander rennen."

„Und unsere Strohdächer vor den Lunten der Baiern salviren," setzte der Wolf Wurmb hinzu.

„Wir sind hier allerdings keinen Augenblick sicher," sagte der braune Steffen mit bedenklicher Miene, „darum rafft Euer Waffengeräth zusammen, werden's später gut brauchen können, das klingende Zeug da — wie ich Euch sagte, so finden wir uns auf dem nächsten Kirchtage zu Enns im Bauernlöchel hinter der Galgenschanze [1]) zusammen, auch der Student [2]) kommt hin . . . aber jetzt schnell, bringt den Kalten da in den Wald und verschüttet ihn gut, sonst setzen Euch die Baiern den rothen Hahn auf das Dach, unter welchem sie ihn finden!"

Dabei deutete er auf die Leiche des Trompeters, welche die Braunen umstanden.

„Ei was," entgegnete brummend der lange Neumüller, „rollt den marmorirten Blaurock in die Donau, daß er seine Botschaft schwimmend vor's Linzer-Schloß trage." . . .

„Was Dir nicht einfällt," eiferte der Braune, — „das wäre eben recht, den Herberstorf [3]) vor der Zeit in den Harnisch zu jagen." . . .

---

1) Ein bekannter Sammelort der Bauern im ersten Bauernkriege, wo sie ihre geheimen Berathungen gepflogen.

2) Meister Glacianus, (von der Glacau), der Student genannt, einer der thätigsten Hetzer im Bauernkriege, sein Schicksal ereilte ihn am Gmundner-See, wo er von einem kaiserlichen Kroaten niedergestochen wurde.

3) Graf Herberstorf, baierischer Statthalter im Lande ob

Er sann darauf ein wenig nach.

„Im wilden Moose müssen wir die Leiche verscharren," sagte er, „holt einmal Schaufel und Krampe, und eine Tragbahre nebst Laterne." . . .

„Was!" schrie David Spott, und ihm stimmten mehrere der Bauern bei, „wir sollten die Todtengräber für den baierischen Postenreiter da machen? — Hui! das hat seine Wege." . . .

„Nun, so laßt Euch das Dach über den Köpfen wegbrennen," grollte der Braune, „wir haben keine Zeit zu verlieren, mir ist, als hörte ich schon die Hufschläge der bairischen Reiter." . . .

„Wartet ein wenig," rief jetzt der kleine Baßgeiger Tobias, „ich schaffe Rath." —

„Ich stelle Euch in fünf Minuten den kleinen Todtengräber aus dem Hegerhäuschen am Walde," fuhr Tobias Knollmayer fort, „der scharrt Euch den Trompeter in's Moos drüben."

Rasch war das Höckermännlein aus der Stube verschwunden, und kaum zehn Minuten vergingen, da standen der braune Steffen, der Neumüller, Hurter und der kleine Baßgeiger im sogenannten wilden Moose, einer

---

der Enns, wegen seiner Strenge bei den Bauern tief verhaßt.

finsteren und feuchten Waldgegend, nächst Efferding, wo nur Schlingkraut und feuchtes Steinmoos über schlammiger Erde wucherte, und der Ostwind so schaurig durch die Aeste der himmelhohen Tannen blies, als ob er zu dem Begräbnisse des todten Trompeters das Sterbelied zu liefern hätte.

Die Gegend stand auch wirklich bei den Landleuten im Rufe des Geisterspuckes, bei dem Aberglauben der damaligen Zeit nichts Ungewöhnliches.

Zwei andere Bauern stellten eine aus Tannenästen verfertigte Tragbahre auf das Moos, und Hanns, der Todtengräber aus dem Hegerhäuschen, ein junger, etwa achtzehnjähriger Bursche mit einem runden Bauernhute, unter welchem ein offenes, ehrliches Gesicht hervorblickte, und einem grauen Bauernkittel bekleidet, stand mit Spaten und Krampe daneben, um dem todten Trompeter seine letzte Ruhestätte auszuscharren.

Indeß war die bleiche Mondscheibe heraufgezogen, und beleuchtete die Gestalten der Theilnehmer dieses nächtlichen Begräbnisses, welches einem der sagenhaften Vehmgerichte des Mittelalters glich.

Auf den vom Monde beleuchteten Gesichtern der Bauern prägte sich jedoch weder Furcht, noch eine sonstige Aufregung über das Ungewöhnliche der Scene aus . . . nur der braune Steffen stand nachdenkend auf

seinen Knotenstock gestützt nnd lispelte, während der junge Todtengräber an dem Grabe arbeitete, und ein halblautes Vaterunser für die Seele des zu Begrabenden hersagte, vor sich hin: „Heute mir — morgen Dir! — wer weiß, ob der Steffen nicht auch bald in's feuchte Moos hinabtauchen muß!"

„Spute Dich, Hanns," mahnte der Neumüller den Todtengräber, „und bette den Blaurock recht tief, daß er nicht wieder aus dem Moose kriecht." . . .

„Sechs Schuh und drei Zoll," sagte halblaut der Todtengräber; „das Grab ist fertig." . . .

Und von den Händen der Bauern hinabgestürzt, lag die Leiche des armen Baiern in der Grube. Hanns, der Todtengräber, schaufelte rasch die schlammige Erde darüber.

„Den seht Ihr nimmer, bis zur Auferstehung," sagte lachend der Neumüller, indem er mit seinem Stocke in den schnell aufgeworfenen Grabhügel stach, als wollte er die Festigkeit desselben prüfen.

„Jesus Maria!" schrie jetzt der kleine Baßgeiger von Riedau, der an einer fernstehenden Fichte mit der Laterne Wache gehalten hatte.

„Was kreischt denn der Bucklige?" fragte der braune Steffen, auf Tobias Knollmayer zueilend.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rief

der Kleine wieder, „der Trompeter! der todte Trompeter!“

„Hans Narr“, — grollte der Steffen; als er aber aufblickte, schrack er selbst gewaltig zusammen; denn der eben Verscharrte stand in seiner vollen Mannslänge mit rollenden Augen und gehobener Rechte, gleich einem drohenden Nachgespenste der Wälder, unter einer Fichte.

Sein bleiches Antlitz, von schwarzen Haaren umschattet, grinste so furchbar drein, als wollte er sagen: „grabt mich so tief — Ihr wollt in die Erde, ich verfolge Euch doch durch alle Wälder!“

Aber der braune Steffen war kein Mann der bleichen Furcht, und konnte wohl nur einen Augenblick lang von der seltsamen Erscheinung überrascht werden; ebensowenig ließen sich seine Begleiter von derselben einschüchtern; sie hatten sogleich den Stiel zu der Hacke gefunden und zogen, sich zur Wehre setzend, ihre langen Messer aus den Gürteln; denn schon trat der Doppelgänger des Begrabenen unter der Fichte hervor und hinter ihm reihten sich noch sechs, sieben, endlich zehn . . . bairische Blauröcke mit langen Musketen, um die überraschten Bauern.

„Was treibt Ihr da um Mitternacht, im sumpfigen Grunde?“ fragte der größte der Blauröcke, indem

er seine Muskete emporzog und nach seiner glimmenden Lunte am Gürtel griff.

„Was treibt Ihr in dieser abgelegenen Gegend, fragen wir Euch?" antwortete rasch vortretend der braune Steffen, indem er seinen Hirschfänger zog, und ihn vor sich hinstreckte.

„He! Holla!" schrie der Blaurock, „Ihr wollt anbinden — sechs gegen zehn, und nur auf den Stich gerüstet!"

„So kommt bairisches Pulver zu riechen," rief ein anderer der Blauröcke, indem er nach seinem Pulverhorne langte und die Muskete von der Schulter riß.

Der braune Steffen aber trat jetzt den Soldaten schier auf den Leib:

„Oho!" rief er, „glaubt Ihr, wir seien Hasen vom Fichtelgebirge? Da kommt Ihr uns schlecht. Auf Oberländler! salvirt Euch den Rücken und dann d'rauf und d'ran!"

Er lehnte sich dabei mit dem breiten Rücken an eine hohe Tanne, und die andern Bauern thaten desgleichen, indem sie ihre Stöcke in der Faust schwenkten. Der bucklige Baßgeiger von Riedau aber war bereits gleich einer wilden Katze, auf eine hohe Fichte geklettert, wo er einen Nußheher aufscheuchend, seinen Höcker zwischen den Aesten verbarg, während Hans der Todtengräber, rath-

los und geisterbleich vor Angst, auf dem Spaten lehnte, der noch im aufgethürmten Grabhügel stack.

Die zehn Musketen der Soldaten waren bereits auf die Bauern gerichtet, aber der Führer der ersteren ließ noch einmal seine Waffe sinken.

„Ihr thut ja gewaltig dick mit Euerm Muthe," sagte er, auf den braunen Steffen deutend, „wer seid Ihr denn?"

Aber der braune Steffen antwortete:

„Ich bin der Stefan Fadinger, der Huterer, der Eueren Köpfen eben den Deckel anpassen wird."

Der baierische Rottenführer überhörte das Wort, da er eben das frisch aufgeworfene Grab erblickte.

„Wen habt Ihr da verscharrt," rief er.

„Einen Fuchs, der in die Falle ging," schrie der Fadinger dagegen.

„Oeffnet die Grube," befahl der Baier.

„Bohrt Eure Nägel selber hinein," entgegnete höhnend der Neumüller, „könnt da einen Kameraden finden."

„He!" rief der Rottenführer jetzt rasch zurücktretend, „die Strolche haben einen der Unsern erschlagen, vorwärts Kameraden, bläut ihnen die Köpfe!"

Aber er hatte nicht Zeit auszureden, die Bauern und die Soldaten waren schon handgemein geworden,

und in weniger als fünf Minuten lag der blaue Rottenführer der Soldaten mit zerschmetterter Hirnschale im Blute, während die Bauern durch ihre mangelhafte Bewaffnung und die Ueberzahl der Soldaten im offenen Nachtheile, sich bald in's Dickicht zurückzogen und fast alle den der Gegend unkundigen, über Baumwurzeln und Stöcke stürzenden, Soldaten entsprangen.

Auch das Höckermännlein, der Baßgeiger von Riedau, war wie ein Eichhörnchen von Ast zu Ast geklettert und so dem Bereiche der Gefahr entkommen, nur den armen Todtengräber Hans und jene beiden Bauern, welche die Leiche des Trompeters hergetragen hatten, und nicht einmal mit Stöcken bewaffnet waren, faßten die Baiern nnd schleppten sie mit Stricken gebunden, aus dem Walde, sie mußten noch dazu den Soldaten, welche sich auf dem Marsche nach Linz im Walde verirrt hatten, den Weg aus dem Forste weisen.

Im herrlichen Donauthale, eine Meile von der Landeshauptstadt Linz aufwärts ragt auf einem mäßigen Hügel nächst dem Donaustrande ein Schloß mit mehreren kleinen Thürmen empor, am Fuße des Berges liegt ein nicht unbedeutender Markt. Schloß und Markt führen den Namen Ottensheim und auf einem der Häuser des Marktplatzes sieht man ein altes Bild, welches ein Kind in einer mit einem Baldachin

bedeckten Wiege vorstellt, neben letzterem lies't man die im siebzehnten Jahrhundert wieder aufgefrischte Inschrift:

„Jahr 1208 da Ottensheim noch nicht genannt war,"
„Ist Kaiser Otto auserkohren,"
„Allhier in diesem Haus geboren."

Davon scheint also der Name Ottensheim herzurühren.

Im Jahre 1240 wurde die Kirche in Ottensheim dem Stifte in Wilhering einverleibt, während der Unruhen des Jahres 1474 wurde Ottensheim von den Böhmen eingenommen und geplündert. Während dem Bauernkriege im Jahre 1626 stand dort ein großes Lager der Bauern unter Anführung des Bauernhauptmannes Christof Zeller, welcher von dort aus an alle Herrschaften das Aufgebot erließ, daß sich die Adeligen sowohl, als ihre Unterthanen bei Vermeidung des Mordes und Brandes nach Ottensheim zum Bauernheere stellen sollten. Im Jahre 1809 fielen zwischen den Oesterreichern, Würtembergern, Baiern und Franzosen bei Ottensheim mehrere kleine Gefechte vor.

Diesem Schloße gegenüber liegt dicht am rechten Ufer der Donau das im Jahre 1146 gegründete Cisterzienser Stift Wilhering [1]).

[1]) Vormals Schloß der Herren von Wilhering, welche

Diese Gegend nun wimmelte im Beginne des Monats August des Jahres 1619 von baierischen Soldaten, denn letztere rückten sowohl von dieser Seite über Grieskirchen, Eferding und Ottensheim, als auch in größeren Kolonnen, über Wels und Ebelsberg, in welcher Gegend ihr Hauptquartier stand, gegen Linz herab.

Dort auf der großen Ebene, welche sich zwischen Ebelsberg und Linz ausdehnt, und von kleinen Tannengehölzen und üppigen Wiesen durchschnitten ist, stehen noch jetzt drei einzelne Tannenbäume auf einem weiten Felde als Wahrzeichen, daß diese Stelle einst Wald gewesen war.

In diesem schon um jene Zeit tüchtig gelichteten Gehölze waren in jener Nacht, in welcher die erzählte Scene im wilden Moose bei Efferding vorfiel, zahlreiche baierische Wachposten ausgestellt, und zwischen den Tannenbäumen standen und hingen die festgebundenen Zelte der Soldaten, in der Mitte des Gehölzes war auf weichem Rasen das blaugestreifte Zelt des Kommandanten,

---

aus dem Geschlechte der Grafen von Kirnberg oder Hundsberg, sonst auch Freiherrn von Waxenburg genannt, abstammten, in ihren Wappen führten sie zwei weiße Hirschgeweihe, von dem Kieren- oder Gehörnberge her, wo sich viele Hirsche befanden.

der diese aus mehreren tausend Mann bestehende Kolonne am nächsten Morgen vollends nach Linz zu führen beabsichtigte.

Das Innere seines Zeltes war sehr einfach, zwei kleine Feldsessel aus Eichenholz mit Ledergurten zum Zusammenlegen (gleich den curulischen Sitzen der Römer), ein kleiner Feldtisch mit dem einzigen knorrigen Fuße in der Erde festgekeilt, ein kurzes, eisernes Feldbett, mit einer leichten Wolldecke und einem strohgefütterten Kopfkissen, bildeten die ganze Einrichtung des Zeltes, auf dem Feldtische stand neben einer großen Karte des Donaukreises ein hohes, schwarzes Kreuz mit dem Bilde des Heilands, daneben ein Steinkrug mit Wasser, zwischen beiden lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, dessen Titelblatt die Worte: „Breviarium romanum" enthielt.

Auf einem der Feldsessel saß der Kommandant dieser Heeresabtheilung, ein hageres Männchen mit bleichen eingesunkenen Augen, durchfurchter Stirne, langer Nase und starkem Knebelbarte, sein graues Haar hing fast bis zu den finster blickenden Augen herab, sein spitzig zulaufendes Gesicht, hatte einen unbeschreiblich widerlichen Ausdruck, natürliche Wildheit des Characters, eiserne Härte und düstere Gemüthsstimmung sprachen sich auf demselben in markirten Zügen aus . . . .

Ein spanisches Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln und breite Beinkleider von gleichem Stoffe verhüllten seinen hageren Körper, ein hoher, spitziger Hut und darauf eine rothe Straußfeder, welche bis auf den Rücken herabhing, gaben ihm vollends das Ansehen jenes Bürgers der Unterwelt, welcher in den Faustsagen der Vorzeit eine so große Rolle spielte, — aber das Amt, das er auf Erden übte, verkündete der gewaltige Haudegen, welchen er mittelst eines ledernen Wehrgehänges über seinen Rock geschnallt hatte, seine rechte Faust lag auf dem Gebetbuche, die andere hatte er in die Seite gestemmt, sein düsteres Auge haftete auf einem baumlangen Krieger, der in bespornten Stulpstiefeln vor ihm, auf den Knopf eines ungeheuren Schlachtschwertes gestützt, — eine gewaltige Strafpredigt zu erhalten schien.

„Ihr seid keine Soldaten mehr!“ eiferte dieser, „Ihr kennt nur Rasttage, Weiber und Wein, nach Luthers Sprüchlein, da zieht Ihr Euch wie eine krumme Feldschlange nach Linz herab, und könntet mit Euern Kolonnen längst die Stadt besetzt haben, ich hoffte Euch mit meiner Armada bereits auf dem Martinsfelde vor dem Linzer Schlosse zu treffen, und nun werde wohl ich noch früher dem Kaiser in Linz den Huldigungssaal scheuern müssen . . .“

„Haltet zu Gnaden, Herr Reichsgraf," entgegnete der stramm, wie die personifizirte Subordination dastehende Reiteroffizier, „die Kantoniruug der Reichstruppen in ihre verschiedene Lagerplätze an der Donau, und die schwierige Verproviantirung aus den Speichern der Landleute hat den Marsch verzögert; morgen aber wird auch die Kolonne am linken Donauufer von Ottensheim nach Linz aufbrechen . . ."

„Sollte längst dort angekommen sein," fiel der Kommandant wieder ein, indem er vom Sessel aufstand und im Zelte mit hastigen Schritten auf und niederging, dann bestrich er mit dem Zeigefinger die Karte auf dem Tische: „Meine Parole heißt: „Vorwärts," eiferte er, „in die größeren Orte werden die Truppen eingelegt, das wird die Lande in größerem Respect erhalten, und zur Huldigung bringen, diese muß in acht Tagen erfolgt sein, dann marschirt die Hauptarmee nach Unterösterreich, vereinigt sich mit den kaiserlichen Truppen, rückt in Böhmen ein, und jagt den Usurpator aus der Pfalz über die Grenze, und die Rebellion ist am Ende [1] — — — Doch das Zaudern ist Euer, die That mein," setzte er unwillig hinzu.

[1]) So geschah es auch, am 20. August huldigten die Stände Oberösterreichs dem Kaiser, und am 8. November fand die Schlacht am weißen Berge bei Prag statt, worauf

„Uebrigens," fuhr der lange Reiteroffizier wieder fort, „haben die Unsern bei Efferding gestern mehrere Bauern zersprengt, welche den Trompeter, den Seine Hoheit Herzog Max an Euch Herr Generallieutenant, sandte, erschlagen haben, drei dieser Gaudiebe wurden, als sie den Erschlagenen eben im wilden Moose verscharrt hatten, gefangen und hieher eskortirt, auch wurde an der Straße von Enns nach Linz eine verdächtige Weibsperson aufgegriffen, welche eine Scheuer, worin ein Rottmeister unserer Kolonne übernachtete, anzuzünden im Begriffe stand, soll ich die Gefangene vorführen?" —

„Seid Ihr toll? Ein Weib sollte mein Zelt betreten," schrie der kleine General mit verschränkten Armen vor den Sprecher hintretend, „ein Weib? Wißt Ihr nicht, daß ich nie dem Athem eines Weibes vertragen kann, — daß ich nie eine Schlacht verloren, nie einen übermäßigen Trunk gethan, aber auch nie einen Blick an ein Weib verschwendet habe? — fort mit der Dirne, laßt sie baumeln, aber vorher sendet ihr," setzte er ruhiger hinzu, „den Feldkaplan, ich will nicht, daß sie

---

Friedrich von der Pfalz, genannt: „der Winterkönig" entfloh, und auch die böhmischen Stände dem Kaiser huldigten.

fürbaß zur Hölle wandere, die gefangenen Bauern aber laßt vorführen."

Der Offizier entfernte sich, und bald trat ein Rottenmeister, mit den beiden nächst Efferding im wilden Moose während jener nächtlichen Scene gefangenen Bauern und dem, gleich diesen, mit Stricken gebundenen Todtengräber Hans in das Zelt.

Der kleine General trat mit verschränkten Armen auf sie zu.

„Also Ihr seid," rief er zornglühend, „Ihr seid die Buschritter, welche meinen Soldaten auflauern, und sie nächtlicher Weile von rückwärts niedermeucheln."

„Haltet zu Gnaden Herr General-Feldmarschall," entgegnete einer der gefangenen Bauern, „wir haben den Baier, der im Moose liegt, nicht erschlagen, das thaten die Steyrer, der Neumüller und der Hurter, wir mußten nur den Leichnam aus der Kneipe zum rothen Hahn auf der Tragbahre in's Dickicht schaffen . . ."

„Schweig," fiel der General ein, „Ihr seid alle Lumpenhunde, und mitgefangen — heißt mitgehangen — führt sie ab," herrschte er dem Rottenmeister zu, „und bei nächstem Sonnenaufgange mit ihnen an die Fichte!"

Die beiden Bauern fielen auf die Knie und baten heulend um ihr Leben, aber auf den Wink des Rottenmeisters wurden sie von zwei Hackenschützen aus dem

Zelte gezogen, während der kleine General jetzt den Todtengräber bemerkte.

„Gehört d e r auch zum Kleeblatte?“ fragte er den Rottenmeister.

„S'ist der Todtengräber, Herr Generallieutenant,“ entgegnete dieser, „der Bursche höhlte das Grab für den erschlagenen Trompeter im Walde aus.“

„Und bist auch unschuldig an der Sache, nicht wahr,“ sagte höhnisch der General.

„So gut wie Ihr,“ entgegnete halb trotzig der Todtengräber, „Ihr führt den Degen und ich die Schaufel, und so thun wir jeder, was unseres Amtes ist, ohne uns um das „Warum“ zu kümmern.“

Der kleine General trat einen Schritt zurück, die kecke Antwort des jungen Todtengräbers machte ihn stutzen, er betrachtete den muthigen Sprecher, welcher mit ruhiger Miene und offenem Auge vor ihm stand, jetzt genauer.

„Ich glaube,“ sagte er, „der Hans Narr will seinen Spaten auf einen Nagel mit meinem Degen hängen . . .“

„Warum nicht,“ entgegnete rasch der Todtengräber, „Ihr schlagt mit Euerm eisernen Werkzeuge die Köpfe ab, und ich vergrabe sie, daß sie Euch nicht mehr im Wege sind . . .“

„Kurz angebunden,“ murmelte der General vor sich hin, „wie ich's liebe, der Bursche gefällt mir . . . Und wenn ich Dir den Deinen für die freche Rede auch vor die Füße legen lasse?“ fuhr er zum Todtengräber gewendet fort.

„So sterbe ich für meine Pflicht,“ entgegnete dieser, „und werde mit meinem Spaten im Grabe die Auferstehung ruhig erwarten.“

Der kleine General blickte jetzt dem Todtengräber scharf und lange in's Auge.

„Wie heißt Du?“ fragte er.

„Hans Traugott,“ entgegnete dieser.

„Und bist aus dieser Gegend?“

„Der alte Todtengräber zu Ebelsdorf ist mein Vater,“ entgegnete der Jüngling.

„Und nennt sich?“ fragte der General.

„Hans Traugott, wie ich,“ antwortete der Jüngling, „er war früher Todtengräber zu Volkensdorf bei St. Florian, seit aber das Schloß in Trümmern liegt, und die Bauern sich aus der Umgegend fortgezogen, ist er nach Ebelsberg übersiedelt, und ruht von seiner traurigen Arbeit aus, während ich ihn mit meinem Verdienste als Todtengräber zu Efferding, unterstütze, Ihr meine Bitte beachten und ihn rufen lassen, auf

daß ich von ihm Abschied nehme, wenn ich schon d'ran muß."

„Wo lebt er?" fragte der General."

„Hundert Schritte von hier, dicht am Fuchsholze, steht sein Häuschen," entgegnete der Jüngling.

Der General winkte einem Soldaten der sogleich das Zeit verließ.

Schweigend und mit raschen Schritten ging jetzt der General im breitem Zelte auf und nieder, von Zeit zu Zeit warf er einen langen Blick auf den zwischen zwei Soldaten dastehenden Jüngling, endlich fiel sein Auge auf die gefesselten Hände desselben.

„Die Stricke los!" herrschte er den Soldaten zu, und im nächsten Augenblicke stand der junge Todtengräber fessellos im Zelte.

Wieder ging der kleine General, von Zeit zu Zeit erwartungsvoll nach dem Zelteingange blickend, schweigend auf und nieder . . .

Nach einer Viertelstunde traten zwei Lanzenknechte ein, welche einen alten Mann mit wüsten Haaren und zitterndem Haupte, in's Zelt führten, der seine dürren Hände sogleich um den Hals des jungen Todtengräbers schlang und diesen mit dem Ausrufe: „Mein Hans! Mein Sohn! was ist denn geschehen?" laut schluchzend an die Brust drückte.

Der kleine General betrachtete mit sichtlicher Bewegung die Gruppe, aber schon im nächsten Augenblicke lag der Greis zu seinen Füßen und bat um Gnade für seinen Sohn, was auch dieser verbrochen haben möge, denn die Musketiere, welche ihn aus seinem Häuschen am Walde hergeholt hatten, hatten ihm zugleich eröffnet, daß es sich wohl um den Kopf des Jünglings handeln dürfte . . .

Der kleine General blickte dem alten Traugott lange in's bleiche Gesicht. — Stille herrschte im Zelte, die noch immer stramm dastehenden und die Befehle ihres Gebieters gewärtigenden Soldaten erwarteten jeden Augenblick, daß dieser den gewöhnlichen Ausspruch thun, und durch ein kurzes: „Auf die Tanne mit ihm" das Schicksal des jungen Todtengräbers bezeichnen werde.

Aber der kleine General schwieg noch immer, endlich trat er auf den alten Traugott zu.

„Hans!" sagte er, ihn bei den grauen Aermeln seines Lodenkittels fassend, „dein Sohn hat sich bei den Bauernrebellen treffen lassen, ob er die Partisane oder die Schaufel trug ist einerlei, genug, er ist mitgefangen und sollte mitgehangen werden."

„O! mein Gott, Gnade!" jammerte der Alte, nach der Hand des Generals haschend und sich an dem Feldtische des Zeltes anhaltend.

„Sollte mitgehangen werden," wiederholte der General, „aber höre alter Schwede, ich bin heute einmal bei der Laune, und will das Schicksal, das eiserne Fatum, wie die Gelehrten es nennen, reden lassen . . ." „Dein Sohn gefällt mir, vielleicht rettet ihn sein guter Stern!"

Er trat jetzt in den Hintergrund seines Zeltes, wo er einen Mantelsack, der das Kopfkissen seines Feldbettes bildete, hervorzog.

Er öffnete diesen, und nahm eine kleine Lederkapsel von eirunder Form mit einer kurzen Stahlkette heraus. Diese Kapsel öffnete er, sie enthielt zwischen blauem Seidenfutter ein kleines Papier, kaum von der Breite eines halben Zolles.

Dieses Papier faßte der kleine General zwischen seinen Daumen und Zeigefinger, und auf den alten Todtengräber zutretend, fragte er.

„Kannst Du lesen, Hans Traugott?"

„Ein wenig," entgegnete der Alte.

„Nun, so buchstabire die Aufschrift dieses Zettels."

Der Alte las mühsam:

„th . . . e . . . s . . . a . . . u . . . r . . . u . . . s."

„Das verstehe ich nicht," sagte er.

„Glaub' Dir's," erwiederte der kleine General. „Das Wort ist lateinisch und heißt auf deutsch

„Schatz,“ jetzt rathe, was für ein Schatz liegt in diesem Papiere verborgen, rathe gut, so Du eräthst, was im Papiere liegt, ist dein Sohn frei, und begleitet Dich nach Hause, eräthst Du nicht, so baumelt er an der nächsten Fichte, also nimm Dich zusammen . . .“

„Ach Gott!“ sagte der alte Todtengräber, ängstlich auf die kleine Papierhülse blickend, „wie soll ich das errathen, das ist ja ein Papierstreifchen, kaum groß genug für ein Sandkorn.“

„Acu tetigisti!“ sagte der kleine General lächelnd, „hast den Nagel auf den Kopf getroffen, — ein Sandkorn liegt darin.“

Und er öffnete das Papier, und nahm daraus ein kleines Sandkorn, das er auf die flache Hand legte, und es dem alten Todtengräber.

„Großer Gott,“ rief der Todtengräber, „an einem Sandkorn hing das Leben meines einzigen Kindes!“

„Hans Traugott!“ sagte der General mit tiefbewegter Stimmer, indem er die beiden Hände des alten Todtengräbers zutraulich faßte, und an seine Brust zog, „Hans Traugott! weißt Du denn nicht, daß ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten, dort oben im weiten Himmelsraume zusammen zu wehen, und daß ein Sandkorn in seiner

Hand genügt, um die Geschicke von Nationen zu lenken? Siehe diese Worte stehen auf dem Zettel da."

Hans Traugott starrte den Sprecher an, wie die Erinnerung an einen längst entschwundenen Traum dämmerte es in seinem Gehirne — sprachlos stand er vor dem kleinen Generale; dieser aber nahm wieder das Wort.

„Setz' Dich einmal Alter," sagte er, indem er dem zitternden Greise den Lehnsessel unterschob, „ich will Dir eine kurze Geschichte erzählen, damit Du die Schwere eines Sandkorn's in der Hand der Allmacht würdigen lernst.

„Es sind wohl mehr als vierzig Jahre verflossen, als zwei Zöglinge der Jesuitenschule zu Lüttich eine Ferienreise nach Schwaben und weiter in's Salzburg'sche unternahmen. Wißbegierig und Freunde des klassischen Alterthums forschten sie allenthalben, wo sie auf ihrer Reise hinkamen, nach historischen Denkmälern der Vorzeit, und besuchten besonders gerne die Ruinen alter Ritterburgen, dann die Kirchhöfe, welche auf ihren Wegen lagen.

„Eines Tages kamen die beiden Jesuitenzöglinge mit ihren breiten Hüten und dunklen Mänteln auch in die Gegend der halbverfallenen Burg Volkensdorf nächst St. Florian in Oberösterreich, und trafen auf dem Kirchhofe vor der Burg den Todtengräber, mit wel-

chem sich der eine dieser Reisenden in ein kurzes Gespräch über die Hoffnung des Christen auf eine Auferstehung einließ.“

„Der Todtengräber war ich!“ schrie hier der alte Hans Traugott dazwischen, — aber der kleine General fuhr fort.

„Die Reisenden freute es, in dem Todtengräber einen Kernmann von starkem Glauben zu finden, und sie kamen zuletzt mit ihm überein, daß er sie beide Punkt eilf Uhr Nachts in die Burg Volkensdorf, deren Beschließer er eben war, führen sollte.

„Diese nächtliche Stunde wählten sie, theils weil sie noch in dieser milden Sommernacht weiter zu reisen gedachten, theils weil sie ihr Jugendmuth antrieb, den angeblichen Geisterspuck, der nach des Todtengräbers Aussagen allnächtlich in der Burg vernehmbar war, zu belauschen; auch durften sie bei der damaligen aufgeregten Stimmung des Landvolkes nicht zu lange in der Gegend verweilen, um nicht für ausgesandte Parteigänger gehalten zu werden.

„Sie kamen also mit dem nur schwer zu diesem Gange bewogenen Todtengräber überein, sich wie gesagt, Punkt eilf Uhr Nachts, auf dem Kirchhofe einzufinden, um die Burg zu besehen . . . Aber . .“

„Aber sie betraten die Burg nicht,“ rief der alte

Traugott dazwischen, „denn Punkt zehn Minuten nach eilf Uhr! —"

„Flog der Vordertheil der Burg in die Luft" . . . fuhr der kleine General fort, „und die beiden Jesuitenzöglinge —"

„Waren auf's Nimmerwiedersehen verschwunden," sagte der alte Todtengräber . . .

„Wären durch Gottes gnädigsten Rathschluß dem schrecklichen Schicksale, in die Luft gesprengt zu werden, nicht entgangen," erzählte der General weiter, „denn, hätten sie sich, wie sie es mit dem Todtengräber besprochen, pünktlich um eilf Uhr in der Burg eingefunden, so wären sie zehn Minuten später unter dem Schutte der zertrümmerten Burg begraben worden, aber siehe, der Herr hatte in seiner allerbarmenden Gnade für die beiden Jünglinge, gleich jenem biblischen Ereignisse von Jericho, der Zeit Stillstand geboten. Als nämlich die im Thale wandelnden Jünglinge die eilfte Stunde herangerückt glaubten, für welche sie den Todtengräber in die Burg bestellt hatten, blickte der Jüngere auf das goldene Genferührlein, welches er in der Brusttasche seines Kleides trug, die Uhr zeigte aber erst die zehnte Stunde, und die beiden Reisenden beschlossen daher, da sie der Todtengräber erst um eilf Uhr in der Burg erwarten konnte, noch eine Stunde lang im

Thale zu verbleiben, ... aber, wie gesagt, schon zehn Minuten später erfolgte die Pulverexplosion auf dem Schlosse, — die erwähnte Uhr des jüngeren Reisenden war stehen geblieben, und ihr metallenener Zeiger wies noch die zehnte Stunde, während die eilfte bereits vorüber war, als der Jüngling später ihr inneres Räderwerk untersuchte, stack in demselben ... ein kleines Sandkorn, welches den Gang der Räder gehemmt, diese zum Stehen gebracht hatte, und ohne Zweifel hineingefallen war, als der Reisende um zehn Uhr, am Kirchhofe vor der Burg, mit dem Todtengräber im Gespräche begriffen, das Uehrlein hervorgezogen und auf den Sand geworfen hatte, wobei sich dessen Räderwerk öffnete, und das kleine Sandkorn in dasselbe eingedrungen war.

„Durch Gottes unerforschlichen Rathschluß waren also die beiden Jünglinge gerettet, sie beeilten sich, da sie nicht ohne Grund fürchten mußten, als Fremde von den aufgeregten Landbewohnern für die Urheber des fürchterlichen Ereignisses gehalten zu werden, die Gegend augenblicklich zu verlassen.“

„O!“ unterbrach der alte Todtengräber hier den Erzähler, „die eigentlichen Urheber jener Pulverexplosion kamen bald zum Vorschein, sie wurden unter den Trümmern der eingestürzten Burg als verstümmelte

Leichen hervorgezogen, und waren Bauern aus der Gegend von Steyer gewesen, welche den Glauben des nächst der Burg wohnenden Landvolkes an den Geisterspuck in der letzteren benützend, dort ihren geheimen Schlupfwinkel hatten, wo sie Pulver- und Waffenvorräthe häuften, um solche auf bequeme und sichere Weise nächtlicher Weile über die Donau an die böhmischen Rebellen zu liefern . . . aber sie zahlten den lange getriebenen Geisterspuck mit ihren zerschmetterten Köpfen."

„Die beiden Jesuitenzöglinge wanderten also," fuhr der kleine General wieder fort, „in's Salzburg'sche und allmälig in ihre Heimat nach den Niederlanden zurück, der Jüngere von ihnen verließ später den geistlichen und gelehrten Beruf und widmete sich dem Kriegerdienste . . . er stieg von Stufe zu Stufe . . . gab mit seinem Schwerte in mancher Schlacht den Ausschlag und führt jetzt über mehr als als achtzigtausend streitbare Männer den Kommandostab, und siehe, seine Rettung aus jener Todesgefahr, sein großer Gang durch das Leben, sein jetziger entschiedener Einfluß auf die Weltbegebenheiten, das ist das Werk des Herrn, dazu bedurfte der allmächtige Gott nichts weiter, als . . . ein kleines Sandkorn!!! . . ."

Der Todtengräber stand bleich und stumm und mit

gefalteten Händen vor dem General und wandte keinen Blick von dessen Antlitz.

„Herr! ... Herr! ...“ rief er, „jener Todtengräber war ich! und —“

„Jener Jesuitenzögling war ich ...“ entgegnete mit tiefer Bewegung der General.

„Sieh' wackerer Hans Traugott,“ fuhr er fort, „die Worte, die Du einst am Kirchhofe zu Volkensdorf zu mir sprachst, stehen noch auf dem Zettel, worin ich jenes in meiner Uhr gefundene Sandkorn als meinen heiligsten Schatz bis zu dieser Stunde bewahrt habe, lies nur.“

Und er las wieder mit lauter Stimme:

„So wie ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten da oben am weiten Himmelsraume zusammen zu wehen, ebenso genügt ein Sandkorn in der Hand des großen Meisters, um die Geschicke des Erdballes zu lenken!“

„Herr! Herr! Gott! Dich loben wir,“ rief jetzt der alte Todtengräber neben seinem laut weinenden Sohne niedersinkend;“ ja! ein Sandkorn wiegt in der Hand des Allmächtigen eine Welt auf.

„Und hat auch meinen Sohn, meinen einzigen Sohn gerettet,“ fuhr er, mit einem vertrauungsvollen

Blick auf den General fort, „nicht wahr, jetzt stirbt er nicht?"

„Hans Traugott!" rief der kleine General, die erste Thräne seines Lebens in seinem Auge zerdrückend, „Hans Traugott, wie kannst Du so etwas in diesem Augenblicke glauben."

„Und seine Mitgefangenen sterben auch nicht," setzte der alte Todtengräber bittend hinzu.

„Ei," sagte der kleine General mit tiefer Rührung, „hat mir der Herr zehntausend Pfund erlassen, warum sollt' ich dem Bruder hundert Pfennige nicht schenken!.. Sie mögen ungehindert von dannen ziehen, Du aber und Dein Sohn nicht."

„Wie!" rief der Todtengräber auf's Neue erschreckend — „Wir nicht? . . .

„Denn Ihr zieht beide mit mir," fuhr der kleine General fort, indem er die Hand des Alten faßte, „Du hast mir vor vierzig Jahren die Burg Volkensdorf als ihr Beschließer öffnen wollen, aber ich kam zu spät, die Burg fiel inzwischen in Trümmer, und wir sind Beide alte Kerle geworden, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Du mußt Dein Wort doch halten, Alter, und mir auch nach vierzig Jahren die Burg noch aufschließen, da aber das alte Geiernest in Schutt und Trümmern liegt, so will ich mir vom Kaiser ihr altes Gerölle

zum Lohne meiner Kriegsthaten ausbitten, und eine andere Burg, deren Kastellan und Beschließer Du von heute an schon bist, darauf bauen, und sie soll nach dem Namen des kleinen Generallieutenants heißen die .... Tillysburg."

Wenn der Wanderer den herrlichen Garten des Landes ob der Enns, nächst dem Stifte St. Florian, eine halbe Meile von Enns entfernt, betritt, so erblickt er ein schönes viereckiges Gebäude mit vier Thürmen, und mit schönen Gärten umgeben, das ist die Veste Tillysburg, welche Johann Tzerklas, Graf von Tilly, österreichischer Feldherr und Generallieutenant, um das Jahr 1630 nicht weit von der Stelle erbauen ließ, wo die ihm vom Kaiser Ferdinand II. geschenkten Reste des Schlosses Volkensdorf lagen.

Das ist jene Burg, auf welcher Hans Traugott, der Todtengräber in Wolkensdorf, noch sieben Jahre als Kastellan an der Seite seines Sohne verlebte, welcher ihm als glücklicher Familienvater in diesem Amte nachfolgte.

In den alten Gedenkbüchern des Landes ob der Enns wird aber noch eines Marksteines des Schlosses gedacht, auf welchem die Worte eingegraben waren:

„Gar mächtig ist in Gottes Hand
Zu jeder Frist ein Körnlein Sand,
Das hat vor hundert fünfzig Jahren
Graf Tzerklas Tilly hier erfahren,
Dem allhie aus Lebensg'fahr
Ein Sandkorn sein Erretter war
D'rum preiset Gott und bethet an,
Was Gott thut, das ist wohl gethan."

2.

Der Prinz von Wales.

Bei der Tillysburg, deren Erbauung durch den kaiserlichen Feldherrn Grafen Tzerklas Tilly eben erzählt wurde, entfaltet die große Natur ein schönes Leben, den stillen Frieden, und eine tiefe, heilige Ruhe; — wie ein großer Garten Gottes liegt hier eine paradisische Gegend vor dem Auge des Beschauers; dort unten im Thale winken zwischen den grünen Schatten der Fruchtbäume und Gesträuche die weißen Mauern des herrlichen kunst- und wissenschaftsreichen Chorherrn-Stiftes St. Florian, an jener Stelle, wo einst der römische Tribun Florianus als Blutzeuge für das Christenthum in der grünen Traun sein Leben endete — dort — weiter gegen die Ufer des mächtigen Donaustromes zu, liegt das, in obiger Sage bereits erwähnte alte Eporasberg oder Ebersberg, wo

am 3. Mai des denkwürdigen Jahres 1809 die große Schlacht gegen die Franzosen vorfiel, und die Wiener-Freiwilligen sich die in der großen Geschichte Deutschlands bisher noch viel zu wenig gewürdigten Lorbeeren errangen.

Es sei bei dieser Gelegenheit mir gestattet nur Einiges und bisher noch wenig Bekanntes anzuführen, was die Chronisten vom Lande ob der Enns nach authentischen Quellen — nach den Angaben und Aufschreibungen von zum Theile noch lebenden Augenzeugen über die denkwürdige Schlacht berichten, und wodurch manche in die Kriegsgeschichte des 1809 eingeschlichene Unrichtigkeit berichtigt werden mag. —

„Unglücklich und merkwürdig," sagt ein oberösterreichischer Chronist „war für Ebersberg der 3. Mai 1809, als sich die österreichische Armee des Erzherzogs Ludwig und Generals Hiller der französischen Uebermacht wegen, zurückziehen mußte.

„Schon vom frühen Morgen an bedeckte ein langer ununterbrochener Zug von österreichischen Wägen, Pferden, Soldaten, die Ebersberger-Brücke; auf dem Schloßberge wurden Kanonen aufgeführt, welche die Brücke bestreichen und dem Feind den Uebergang verwehren sollten; ein Theil der österreichischen Truppen zog unter Anführung des Generals Freiherrn von Kienmayer nach

Osten, um die Stadt Enns im Rücken zu sichern; die Uebrigen stellten sich auf den Anhöhen und in den Auen von Ebersberg auf; nach zehn Uhr drängten sich schon die Franzosen und Oesterreicher heran, und suchten die Brücke zu gewinnen, bis gegen zwölf Uhr hielten letztere den Feind ab, die Brücke zu betreten; als aber dieses wegen der anwachsenden Uebermacht nicht mehr möglich war, zogen sich die Oesterreicher über die Brücke zurück, fingen an sie durch den vorbereiteten Brennstoff zu zerstören, und zu gleicher Zeit fiel von dem Schloßberge herab ein mörderisches Kartätschen-Feuer, das ganze Reihen der heranstürmenden Feinde niederstreckte; doch die glühende Wuth der Franzosen ließ sich nicht abschrecken, sie drangen immer vor, Todte und Verwundete wurden durch immer neue Colonnen über die Brücke hinabgedrängt, und den Wellen preis gegeben; die Flamme an den Jochen griff nicht um sich, und erlosch gar bald; jetzt ergoß sich die feindliche Uebermacht über den Markt Ebersberg. Am Ausgange des ersten tiefen Hohlweges standen im ersten Treffen das vierte, fünfte und sechste Bataillon Wiener-Freiwilligen. Auf einmal kam die Arriergarde aus dem Hofmarkt den langen Hohlweg heran, und der Feind auf dem Fuße nach; sie wendeten sich aber plötzlich rechts durch einen Seitenweg, um den Hohlweg zu umgehen, und das freie Feld zu gewinnen, und bemäch-

tigten sich des beiläufig hundert Schritte entfernten Gottesackers, Herr Oberstlieutenant, Colonnen-Commandant von Küffel, und Major Rudolf Graf von Salis, Anführer der Wiener-Freiwilligen, stellten sich mit ihrer muthigen Mannschaft dem Feinde entgegen, der sie mit einem allgemeinen Feuer aus den kleinen Gewehren empfing, welches die Wiener-Freiwilligen mit zwei Bataillons-Dechargen erwiederten, endlich sich mit dem Bajonette auf den Feind warfen; sie stürmten unaufhaltbar mit selbem in den Vormarkt] zurück, nur der Mühlbach hinderte sie durch die kleinen Gassen rückwärts in den Markt selbst einzudringen, und sich der Brücke zu nähern; Major Salis brach also ganz unvermuthet auf der Straße, die nach Ansfelden führt, gegen den Vormarkt vor, und griff die Feinde im Rücken an, die Obristlieutenant Küffel von oben herab mit seinem Bataillon ängstigte, es fing ein mörderisches Gefecht an, in den Häusern und auf den Seitenwegen herum wurde mit wilder Erbitterung gestritten; viele Franzosen und Badner, welche sich, um Beute zu machen, in den Häusern zerstreuten, wurden unerwartet überfallen und zu Gefangenen gemacht, die Freiwilligen brachten deren mehr als 600 zurück, bei diesem Kampfe zeigten die Wiener herrliche Thaten, die anderweitig einzeln aufgeführt sind. — Das Gefecht wurde allgemeiner, mehrere österreichische Bataillons von

den Regimentern Lindenau, Stuart, Beaulieu u. s. w. rückten vor, und nahmen Antheil; überall wüthete Tod und Verderben, vorzüglich traten Helden auf Helden beim Schlosse, der Berg wurde von allen Seiten vom Feinde bestürmt, um die Artillerie zum Schweigen zu bringen, aber die Bestürmten stellten sich muthig entgegen.

„Während das Gefecht um das Schloß herum wüthete, stellte sich eine feindliche Masse auf dem Marktplatze auf, und versuchte, durch das Thor in den Vormarkt zu dringen, wo österreichische Linien-Infanterie unbeweglich stand; das Thor konnte von keinem Theile überschritten werden, man stritt sich bei drei Stunden lang, in den engen Straßen lagen die Todten aufgehäuft, die Oesterreicher bemühten sich, um die Brücke zu zerstören, die Franzosen um dieses zu verhindern; Graf Salis mit seinem Bataillon und der Corps-Adjutant Obristlieutenant von Baumgarten drangen über die Leichen in das Thor, um die Brücke zu erreichen, aber alle feindlichen Gewehre waren auf das Thor gerichtet; Baumgarten fiel von einer feindlichen Kugel getroffen, und so auch wurde der Adjutant des fünften Wiener-Bataillons, Josef von Schwind, an der Seite des Grafen Salis, nebst vielen anderen zu Boden gestreckt. Chevalier du Mont de Florgy, Oberlieutenant vom vierten Bataillon der Wiener-Freiwilligen, eilte mit beiläufig 60 Mann

dem Thore zu, verursachte dem Feind vielen Schaden, und wehrte sich mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß er nur mit acht Mann vom Kampfplatze zurückkam.

„Graf Salis blieb noch einige Minuten stehen, und rief den Seinigen zu, aber nun kam der Befehl zum Rückzuge, denn die Zahl der Feinde vermehrte sich stündlich über die offene Brücke, und am rechten Ufer des Traunflußes näherten sich zahlreiche Colonnen, welche zu Wels über die offen gebliebene Brücke und den Fluß gesetzt hatten; der französische General Durosnell kam dort mit 1000 Reitern an, und vereinigte sich mit dem General Legrand; Kaiser Napoleon war mit der Division Nansouty und Molitor eben zu Wels über die Brücke und über Weißkirchen gegen Ebersberg im vollen Anzuge; Marschall Lannes eilte mit seinem Corps über Kremsmünster nach Steier; somit war der Rückzug, um nicht ganz abgeschnitten zu werden, äußerst nöthig. Erst jetzt wurden die Schloßthore von den Franzosen aufgesprengt. Klinger schreibt: „daß 300 Mann (die Staatsgeschichte von Europa gibt deren 800 Oesterreicher an) die sich darin muthig vertheidigt, in den Flammen ihr Leben auf eine elende Weise verloren hatten.“

Der Verfasser des Buches: „Krieg in Deutschland, München 1810,“ Seite 79, erzählt, „daß die Osterreicher die Stadt angezündet haben sollen,“ aber Augenzeugen versichern, daß erst Nachmittag um drei Uhr nach

dem Thorsprengen, als das Gefecht mit der österreichischen Arriergarde gegen Osten sich zu entfernen schien, plötzlich im Gemeindehause auf dem Platze und auch im Schlosse die Flamme hoch emporloderte.

Ein Theil der Einwohner hatte sich zu Anfang des Treffens entfernt, ein anderer verbarg sich in die Keller und Gewölbe, um das Leben zu retten; bei diesen traurigen Umständen war also an kein Löschen zu denken, und so brannten sechzig Häuser mit der Kirche ab.

Der Kampf mit der Arriergarde dauerte bis spät in die Nacht hinein, nur kämpften nicht mehr tausende, sondern nur einzelne Schaaren, die sich hie und da auf verschiedenen Wegen begegnet hatten, das Armee-Corps des Feldmarschall-Lieutenant von Hiller setzt zu Enns über die Brücke, und steckte sie am 4. Mai um 1 Uhr Nachts in Brand.

Nicht nur die Wiener-Freiwilligen, sondern mehrere der Armee zeichneten sich sehr tapfer bei Ebersberg aus; einige Thaten sind von dem berühmten Geschichtsschreiber Kurz, Pfarrer zu St. Florian, in seiner Landwehr-Geschichte, 2. Theil, sehr schön dargestellt, ich rufe nur einen Tambour der Wiener-Freiwilligen, Namens Martin Ott, hervor: Als die Freiwilligen bei dem ersten heftigen Angriff der Franzosen etwas zurückweichen wollten, drängte er sich aus freiem Antriebe vor, und schlug den

Sturmmarsch; die Feinde stutzten, und die Wiener erholten sich von ihrer Verlegenheit. Ott war nun General im Felde, sie folgten dem gegeben Zeichen des Tambours und die Feinde mußten weichen.

Das fünfte Bulletin der französischen Armee in Deutschland enthält: „daß nur 7000 Franzosen unter Anführung des Herzogs von Istrien und Rivoli gegen eine 35,000 Mann starke österreichische Armee gefochten haben, die Oesterreichern verloren 12,000 Mann, worunter 7,500 Gefangene, 4 Kanonen und 2 Fahnen waren.

Klinger schreibt: „daß Ebersberg von 20,000 Mann Oesterreicher vertheidigt worden, die Division Klaperade stürmte an, die Kavallerie des Herzogs von Istrien passirte die Brücke, die Division Legrand eilte zur Unterstützung, General Durosnell kam mit 1000 Pferden und Kaiser Napoleon rückte mit zwei Divisionen selbst nach, und da soll General Klaperade nur 300 Todte und 600 Verwundete gehabt haben; zwei französische Generäle blieben auf dem Platze.

In der Staatsgeschichte von Europa liest man: „daß die Truppen des Herzogs von Istrien und des Generals Oudinot sich vereinigt, und den Nachtrab der Oesterreicher angegriffen hatten; die Truppen verfolgten die Fliehenden, warfen Kanonen, Wägen, dann 8 bis

900 Mann in den Fluß, und machten 4000 Mann in der Stadt zu Gefangenen, dann fing erst der Kampf zu Ebersberg gegen 30,000 Mann Österreicher an, welcher drei Stunden lang währte; da kam die Division des General Legrand, vereinigte sich mit Klaperade, und Durosnell führte 1000 Pferde an, der Verlust der Oesterreicher soll in 12,000 Mann, worunter 7,500 Gefangene, jener der Franzosen in 300 Todte und 600 Verwundeten bestanden haben."

Indessen bewiesen die Spitäler, welch' eine große Zahl der Verwundeten von Ebersberg gebracht wurden; Sachkenner schätzen den beiderseitigen Verlust auf 16,000 Mann. Zur Wegschaffung der Todten brauchte man mehrere Tage, und sogar wurden von Wiesbach 80 Mann zu diesem Geschäfte verlangt; die meisten wurden in den Traunfluß geworfen, und so wälzte nach 183 Jahren dieser Fluß wieder blutige Wellen gegen die Donau hin, und besonders an dem schrecklichen Tag, am 3. Mai, wo ganze Schaaren auf der Brücke niedergestreckt, und durch die Andringenden in den Fluthen begraben wurden, indessen ganze Haufen Leichname an beiden Ufern lagen, und halb Begrabene unter den Trümmern der eingeäscherten Häuser um Hülfe riefen; weit umher vernahm man das Wimmern und das Geheul der Sterbenden bis in die späte Nacht, und als der Morgen an-

brach, um die schauderhafte Scene von Neuem zu beleuchten, kroch noch mancher Unglückliche aus den Haufen der Leichname hervor. Von Durst, Hitze und Brand der Wunden gequält, schleppten sich andere mühsam am Rande des Wassers hin, um aus der kalten Fluth den augenblicklichen Tod einzuschlürfen, der sie erstarrt hinstreckte."

Wenige Stunden von dieser Gegend entfernt liegt die uralte landesfürstliche Stadt Wels auf der sogenannten Welserhaide, wo einst der in der Volkssage bekannte Birnbaum stand, der „Birnboam uf der Welser-Had" in der Volkssprache genannt, von welchem die Sage ging, daß es im Lande losgehen werde, wenn dieser Baum verdorrt sein würde; dies geschah nun, wie die Sage weiter erzählt, in den ersten Tagen des Bauernkrieges im Jahre 1626, als der sogenannte „Prophet" die aufständischen Bauern auf dieser Haide gegen die bairische Pfandherrschaft im Lande zum Kampf aufrief.

Diese denkwürdige Welserhaide selbst ist eine über sechs Stunden lange, und bei Stunden breite Fläche von Kies und Schottergrund mit wenig Erdbedeckung, aber vom singenden Volke der lustigen Feldlerchen belebt.

Die Stadt Wels selbst ist eben so alt als in der Geschichte des Landes ob der Enns denkwürdig.

Sie bestand schon zur Römerzeit, und vielleicht schon

früher, und der Chronist Oberösterreich's schreibt von ihr: „Die Gelehrten sind nicht einig, welchen Namen sie führte; merkwürdig ist, daß um Wels herum mehrere römische Münzen gefunden und ausgegraben worden sind, die dieses zum Theile beurkunden. Mehrere wollen behaupten, daß Ovilabis das heutige Lambach wäre, wegen der ähnlichen Benennung; allein Cluver, Lambez und Wesseling glauben Ovilabis dort zu suchen, wo heut zu Tag Wels steht, denn nach des Kaisers Antonini Reisebuch werden 20,000 Schritte von Laureacum der heutigen Standt Enns nach Ovilabis gerechnet, und dies wird wohl mehr die Lage der Stadt Wels, als Lambach betreffen; endlich scheint der Name Wels mit dem Worte Wielaps, wie die alten Noriker diese Stadt nannten, viele Verwandtschaft zu haben, welches Wort hernach zu Römerzeiten sehr möglich durch Veränderung und Hinzusetzung der Buchstaben in Ovilava, Ovilaba, oder Ovilavis überging, denn Wortveränderungen waren bei den Römern nichts Ungewöhnliches.

Da nun Marcus Aurelius Antoninus vom Jahre 163 bis 182 nach Christi Geburt römischer Kaiser war, so kann Wielaps schon vor dieser Zeitrechnung bestanden haben; Lacius leitet den Namen Wels von einer Stadt Falsiana aus der notitia imperii her, andere holten das Wort Wels von den Namen des Kaisers Va-

lens, eines Bruders des Mitkaisers Valentinian her, welcher zu Ehren des Valens die Stadt Wels im Jahre 374 erbaute und eine römische Kolonie hineingelegt haben soll; so kommt auch noch diese Stadt unter dem Namen Deliciae, Freudenstadt, vor, vielleicht wegen ihrer angenehmen Lage, allein hier mangeln die Beweise.

Da unter den Römern mehrere Heerstraßen zur Bequemlichkeit des Militärs und der Handelsleute angelegt waren, wo die Stationen und besonders ihre Besatzungsörter immer angezeigt worden sind, so hätten freilich wohl diese Namen in den Anzeigern auf der schon bestandenen Heerstraße über die heutige Welserhaide vorkommen sollen; so zeigten aber die Itiners von Laureacum gegen Juvavia, dem heutigen Salzburg, nur die Stationen Ovilabis, Wels, Tergolape, wahrscheinlich Lambach, einige halten es für Vöklabruk, Loriaci, Frankenmarkt, Tagratoni, Neumarkt, nach Juvavia hin, bei allem dem bestand noch eine römische Stadt Joviacum genannt, 16 römische Meilen oder vier Stunden von Ovilabis entfernt, welche ganz vermißt wird.

Die erstbesagte Straße ging nach dem Verfalle der römischen Monarchie zu Grunde, bis Karl der Große sie wieder herzustellen befahl. Auch ist bekannt, daß die Römer mit den deutschen Völkerschaften immer zu streiten hatten, und als sie dieselben überwanden, wurden sie

wieder von den Hunnen aus Panonien beunruhigt; durch diese immerwährenden Kriege ist endlich Ovilabis ganz herabgesunken, besonders haben nach Kaisers Arnulphus Tode die Hungarn vielen Schaden verursacht, sie kamen mit zwei große Heeren bis an den Traunfluß, wo ihnen Herzog Berthold aus Baiern entgegen kam, und im Jahre 937 oder 938 bei Wels eine große Schlacht lieferte, wie Aventinus schreibt, er schlug sie vollends im Traunkreise zwischen dem Traun- und Ennsfluße.

In der Geschichte von Kremsmünster liest man: daß Kaiser Arnulph im Jahre 888 dem Kloster ein Lehen bei Wels ad Welas verschafft hätte, es bestand in Kirchengebäuden, Leibeigenen beiderlei Geschlechtes, Zehendrechten und allem Uebrigen, was zur Kapelle seines Hofkaplans Zazko gehörte, und noch ist das Stift Kremsmünster im Besitze des Drittelzehends von dem ganzen Pfarrbezirke Wels.

Welas wurde nach der Hand eine lehnbare Reichsgrafschaft. Thiemo, Graf zu Schärding und Lambach besaß sie im Jahre 1048 und sie wurde zur Grafschaft Lambach einverleibt; Adalbero der Letzte der Grafen von Wels und Lambach übergab die Grafschaft Welas nebst vielen andern Gütern seinem neugestifteten Kloster Lambach, er war Bischof zu Würzburg, und die nachfolgenden Bischöfe entzogen nach und nach durch ihre Macht

die Stiftung so, daß dem Kloster Lambach nichts mehr als einige grundherrliche Rechte blieben.

Damals befand sich schon eine Brücke über den Traunfluß zum Behufe der frommen Pilger, die über Spital am Pyhrn nach dem heiligen Lande ziehen wollten. Herzog Albrecht zu Oesterreich bewilligte im Jahre 1352 den Welsern so viele Gründe zu nehmen, als man zum Wasserschutzbaue der Stadt nöthig hatte; das Privilegium lautet so:

„Wir Albrecht von Gottes Gnaden Herzog zu Oesterreich, zu Steier und zu Kärnthen thun kund, daß wir unsern getreuen, den Bürgern zu Welß von Gnaden gönnen, und erlaubt haben, wie sie dieselbe Stadt zu Welß vom Wasser retten, und bessern wollen, und sie dazu des Grundes bedärffen, es seie Au, oder Acker, was derselbe Grund ist, daß sie denselben Grund dazu nehmen mögen, und sollen, und daß ihnen daran Niemand keine Irrung thun soll. Mit Urkund dies Briefes gegeben zu Welß am Eritage vor Gottes Leichnam, Anno domini 1352."

Rudolf IV., Herzog von Oesterreich tauschte vom Johann II. Abten zu Lambach im Jahre 1363 und 1365 einige grundherrliche Rechte über einige Häuser und Grundstücke zu Wels gegen Fischer- und Jägerrechte, dann Wochenmarktsfreiheit ein.

Im Jahre 1412 gestattete Herzog Albrecht von

Oesterreich, daß in Wels auch am Dienstage Wochenmarkt gehalten werden darf, und daß an diesem Tage, sowie an Samstagen die Fleischhauer und Bäcker vom Lande ihre Erzeugnisse in die Stadt zum Verkaufe bringen dürfen; auch gestattete dieser Erzherzog im Jahre 1422 der Stadt den Bau eines Hochgerichtes.

Anfangs Dezember 1610 rückte das, vom Kaiser Rudolf zu Passau gegen seinen Bruder geworbene, sogenannte „Passauer-Volk“ von Lambach her; diese Leute raubten, plünderten und mordeten, was ihnen unterkam, sie nahmen die Vorstadt Wels ein, und zogen dann über die Traunbrücke nach Kremsmünster.

Sechzehn Jahre später in dem bekannten Bauernkriege 1626 nahmen die ergrimmten Bauern am 24. Mai Wels ein, führten mehrere gefangene Soldaten mitten auf den Platz, hauten sie mit einem Schlachtschwerte zusammen, und warfen die Stücke in den Traunfluß. Beim Abmarsche nahmen sie viele Bürger mit sich und ließen eine Besatzung von 300 Bauern im Orte. Nach der Niederlage der Baiern am Zuckerberge und jener, die der Herzog von Holstein erlitt, sammelten sich die Bauern an mehreren Orten, und besonders oberhalb des Oberhofs am Linetholz.

Am 9. October griff Obrist Löbel die Bauern auf der Welserhaide an, und trieb sie mit einem beträchtlichen

Verluste zurück, aber am folgende Tage wurde er von den Bauern wieder zurückgedrängt, kehrte mit seinen Leuten nach Wels zurück und ließ die Vorstadt abbrennen, damit sie den Bauern zu keinem Zufluchtsorte diene; sie blieben in mehreren kleinen Gefechten Sieger und zogen am Ende gegen Lambach hin.

In den unglücklichen Kriegen 1800, 1805 und 1809 wurde die Stadt und Vorstadt durch die Franzosen geplündert.

In dieser Gegend nun, zwischen der bezeichneten Tillysburg und der uralten Stadt Wels ging und wimmelte es im September des Jahres 1805 von Soldaten. Der Bund der Großmächte Europa's gegen den Kaiser Napoleon, an welchem Bunde auch England theilnahm, war geschlossen. Die österreichischen Truppen hatten sich größtentheils in Oberösterreich gesammelt, und lagerten in großen Massen in der erwähnten Gegend zwischen Tillysburg und Wels, um später nach Baiern und Würtemberg aufzubrechen. Den Oberbefehl führte Erzherzog Ferdinand Este, ihm zur Seitt stand General Mack. Erzherzog Karl kommandirte in Italien. —

Aber Kaiser Napoleon war bereits über den Rhein gegangen. Würtemberg, Baden und Baiern hatten sich ihm angeschlossen; die fränkischen Heeressäulen rückten durch das neutrale preußische Gebiet vor Anspach und

die Oesterreicher waren dadurch überflügelt. Einige bedeutendere Gefechte waren für sie unglücklich ausgefallen; sie hatten keinen Rückzug mehr. General Mack schloß sich in Ulm ein, Erzherzog Ferdinand und Fürst Karl von Schwarzenberg, der nachmalige Held von Leipzig, schlugen sich mit einem Theile der Kavallerie durch Böhmen.

Am siebenten Tage des Traubenmondes erschien der Vortrab der Russen im Lande ob der Enns, etwa 20,000 Mann stark, und vereinigte sich am Inn mit dem General Kienmayer; — am 20. desselben Monats ergab sich Mack mit 25,000 Mann an Kaiser Napoleon, während inzwischen der große Erzherzog Karl in Italien bei Caldiero einen Sieg über Massena erfocht, dann aber, um nicht abgeschnitten zu werden, sich zurückzog.

Am 24. October begannen die Russen ihren Rückmarsch, und am 27. überschritten die Franzosen und Baiern den Inn — am 30. stand Kaiser Napoleon in Braunau, der Stadt, wo später sein Machtwort den unglücklichen deutschen Märtyrer Palm zum Tode führen ließ.

Schon am 2. des Windmonats schmetterten französische Trompeten vor der österreichischen Hauptstadt und durch das alte Stadtthor zog Marschall Lannes und besetzte den Markt Urfahr am linken Ufer der Donau.

Am 3. November ging Davoust über die Traun und die Alben, rückte gegen Steier, und erzwang, da, wo einst die Türken über die Furth in Enns gesetzt hatten, sich durch eine mehrstündige Kanonade den Uebergang.

Ueber das Erscheinen der Türken vor Steier, erzählt Preuenhuber, ehemaliger Stadtschreiber von Steier, in seinen Annalen:

„Als Graf Gnaussen von Hardtegg, Fähnrich Wolfgang von Zedlitz in einem Ausfall vor Wien gefangen, ist er gefragt worden, „wo der König sei.“ Da hat er geantwortet: „Vierundzwanzig Meilen von dannen zu Linz.“ Hat sich der türkische Kaiser vernehmen lassen: „Quäram illum, etiam sit in medio Imperii (Ich werde ihn suchen, wenn er auch in der Mitte seines Reiches ist).

Aber der Allerhöchste legte dem Tirannen einen Ring in die Nase, denn am 15. Oktobris (etliche setzen den 18.) nahm die Belagerung der Stadt Wien wieder ein Ende, und der Feind nahm mit großem Verluste den Rückzug. Dadurch dann auch dieses Land und hiesige Stadt wiederum in Sicherheit gestellt ward. Zur Gedächtniß dieser denkwürdigen Belagerung ließ König Ferdinandus golden und silberne Münzen schlagen mit der Ueberschrift: „Türk belagert Wien anno 1529,“ so noch zu finden.“

Ueber die Grausamkeiten der Türken bei Steyer berichtet er vom Jahre 1529:

„Haben Alles mit Feuer und Schwert verheert, Leute und Vieh hinweggeführt. Die Gefangenen, so ihnen nicht folgen konnten, niedergehauen, und gar keine Grausamkeiten unterlassen, Weiber aufgeschnitten, Jung und Alt auf die Erde niedergebunden, mit ihren Säbeln durchstochen, und also angespießt, blutig daher geführt. Indem ich aber solches erzähle, und andere es lesen, wäre wohl zu wünschen, daß wir diese verübten Grausamkeiten, in unserer steyerischen Nachbarschaft begangen, (welche doch bei Weitem nicht also können erzählt oder beschrieben werden, als groß wohl das erbärmliche Elend damals wird gewest sein) auch noch jetziger Zeit öfters bedächten, Buße thäten, und Gott fleißig bäthen, uns, unsere Kinder und Nachkommen vor solchem gräulichen Jammer gnädig zu behüten. Weil aber dieses nunmehr eine alte, über hundertjährige Geschichte ist, so denket fast Niemand mehr daran.

„Gleichwohl," fuhr er fort, „sein auch die erzählten unmenschlichen Thaten manchen Türken auch sehr theuer zu statten gekommen, dann das Bauer- und Landvolk, so sich von der großen Furcht und Schrecken wieder etwas erholt, haben sich aller Orten zusammengehäuft, dort und da überfallen, deren eine große Anzahl erlegt,

von den Höhen mit Steinen todtgeworfen, viele gefangen, in die Stadl und Ställe eingesperrt, alsdann mit Feuer verbrennt, auch ihnen viel vom Raube wieder abgenommen. Und Ursinus erzählt, daß auch das Weibervolk hiebei tapfer, ja männlich sich gezeigt und geholfen. Als welche sonderlich in einem Dorfe ein denkwürdiges Treffen gehalten hätten."

Und über den Einfall Cassan Pascha's in Oberösterreich im Jahre 1531 berichtet Paul Jovius:

„Es habe nämlich Oglam Michael Bassa auf Befehl Solimanni des türkischen Kaisers, den Cassan Bassa mit einem Heer von Freiwilligen, und nur um den Raub dienenden Türken abgefertigt, mit der Ordre, die ganze Revier zwischen der Donau und dem Gebirge durchzustreifen, wo, und wie stark der römische Kaiser an Volk sei, zu erkunden, und überall so zu hausen, daß die Deutschen seiner Ankunft ein Andenken hätten. Cassan Bassa sei ein unverdrossener und des Raubes begieriger Mann gewest, habe sich hiezu gerne brauchen lassen, weil er sich erinnert, daß ihm der vormalige Streiff, den er anno 1829 bis an Linz gethan, an Raub und Beute stattlich heimgetragen, sein Volk in 15.000 Mann stark, habe er in drei Haufen doch nicht weit von einander getheilet, aller Orten alles rein ausgeplündert, eine große Menge Landvolkes, jung und Alt, Weib und Mann ge-

fangen genommen, und mit Ketten und Stricken an die Roß gebunden, mit fortgeschleppt, die ganze Gegend weit und breit mit Feuer verwüstet, und sei endlich bis an's Wasser an die Enns gekommen."

„Inmittens war man zu Steyer mit Schrecken und Furcht erfüllt, doch aber dabei einigermaßen getröstet, weilen gleich damals der Landeshauptmann zu Steyer, Herr Hans Ungnadt, Freiherr, mit der steyerischen Landschaft staatlichen Reiterei vor der Stadt ankam, darob man sich hoch erfreute, in Hoffnung durch derselben Beistand die streifende türkische Rotten nicht allein abzutreiben, sondern nebst den armen Gefangenen auch den mitgenommenen Raub abzujagen, wie denn solches leicht geschehen können. Zu dem Ende baten die von Steyer, wie auch der Herrschaft Landrichter zu Hall, Willinger, welcher die zu Wolfern gelegenen Türken gerne angegriffen hätte, gedachten Herren von Ungnadt um Hülf, Rettung und Beistand, aber ob er wohl sonsten ein christlicher Herr und Rittersmann, so erzeigte er sich doch seinem Namen nach dermalen gar ungnädig; denn ungeachtet ihm das große erbärmliche Elend der armen Leute im Land, der verhoffende ja gewisse Sieg und die dabei zu erholende Ehre repräsentirt wurden, so mochte er doch zu solchen Angriff der Türken, ja daß er nur 30 oder 20 und endlich nur 10 Streiter zu

Hülf allda zu lassen, nicht erbeten werden, unterm Vorwand, wie er mit seinem Volke zu Kaiserl. und Königl. Majestät nach Linz forteilen müsse" ꝛc. ꝛc. Solchergestalt nun erzählen die von Steyer den Handel in einem an Herrn Hans Hofmann, Burggrafen von Steyer ergangenen Schreiben, Herr Hans Ungnadt, selbst aber in seiner Defensionsschrift erzählet solches etwas anders und zwar des Inhalts:

„Als er mit und nach der drei Landes Kriegsvolk bei 1000 Pferde stark nach Steyer kommen, und des andern Tags zum Morgenmal habe sitzen wollen, sei der Bürgermeister nebst etlichen des Rathes erschienen, und mit großem Ernst angezeigt! „Gnädiger Herr, Gott sei es geklagt, der Türk ist nahe bei der Stadt, und brennt draußen aller Orten." Darauf Herr Ungnadt geantwortet:

„Lieber Herr Bürgermeister, seid fröhlich, was Gott schickt, das ist gut, sehet zu den Thoren."

„Die Herren und Reiter wischten von dem Tisch auf. Herr Hans Lieser als Lieutenant, und Herr Hans von Hummelberg, welcher die Kärtnerischen Reiter geführt, führten das Volk auf den Platz in Ordnung zusammen, Herr Ungnadt aber ritt mit zehn Pferden in die Stadt. Als er auf die Höhe zum Kreuz kam, da brannte es an vielen Orten, unter andern auch ein adeliges Schlößl,

Stadlkirchen genannt, da sie Weib und Kind, Jungfrau, Diener, Knechte, und alle Fahrniß weggeführt, uud den Sitz angezündet."

„Zu Linz ist um selbe Zeit Kaiser Karl mit einem auserlesenen Kriegsheer zu Wasser angekommen. Dabei waren außer dem niederländischen Volk über 14.000 Mann zu Fuß und 2000 Kürassier, welche Ferdinandus Gonzaga führte. Eitel Italiener und Spanier und darunter eine merkliche Anzahl großer Herren und vom Adel, die sich freiwillig bei diesem Feldzug eingestellt."

Die Türken zogen sich nach diesen Plünderungen bald wieder aus Oberösterreich zurück.

Am 4. November verkündigten nun französische Trompeten den Einzug Kaiser Napoleons in Linz, und das alte Stadtthor hatte keinen lockeren Balken mehr, um ihn, wie vor hundert fünfundzwanzig Jahre auf das Haupt des edlen Montecuccoli, auf den kleinen Hut des großen Corsen herabzuschleudern.

Kaiser Napoleon wohnte nun mehrere Tage im Landhause zu Linz und durch das obere Mühlviertel zogen seine Truppen in's Land herab.

In der erwähnten Gegend zwischen Wels und Tillysburg aber stand der Vortrab seines Heeres.

Da saß in einem Zelte ein junger, schöner Mann in französischer Marschallsuniform, vor einem Feld-

tische, auf welchem eine Karte lag, welche die mit rothen Strichen vorgezeichnete Route für den weiteren Marsch der französischen Heersäulen in das Innere Oesterreichs bis zur Kaiserstadt Wien enthielt.

Der junge Mann in der reichen Marschalls-Uniform war Prinz Eugen Beauharnais, der Stiefsohn des Kaisers und Vice-König Italiens.

Sein Auge ruhte düster auf der Karte, er schien über den Plänen zu brüten, welche sein Stiefvater, der Dictator Europa's zur Unterjochung des Landes entworfen hatte, in welchem eben seine Garden kampirten.

Er schien mit ernsten militärischen Dingen beschäftigt, und mehrere Offiziere seines Generalstabes umstanden ihn.

Es waren mehrere jener Offiziere, welche ihm sieben Jahre später auch auf jenem Feldzuge folgten, den die von den Säulen des Herkules bis in die Eisgefilde Rußland's siegreiche französische Armee nach Moskau, dem non plus ultra Attila's-Napoleon unternahm.

Da stand der Graf Ornano, Kavallerie-Kommandant, da stand der nachmalige Adjutant des Generals Murat's Dery, der später auf russischem Eise sein Blut verspritzte, da stand der wackere Delzons und Guillominot — aber der junge Vice-König hörte nicht ihre Berichte, nicht ihre Meldungen über das Vordringen

französischer Truppen nach Niederösterreich, über die Anstalten, welche der Kaiser bereits getroffen hatte, um gerade auf Wien loszugehen — er saß versunken in Gedanken, die bei — Ghiraldinen waren . . .

Der „Fahneneid“ der strenge Befehl des Kaisers hielt den Prinzen mit eisernen Fesseln zurück. — Er hatte im Palaste zu Mailand, als ihn das Wort Napoleons augenblicklich zur Armee rief, auch bereits Befehl ertheilt, Ghiraldinen und den Obersten Lenoir in allen Richtungen zu verfolgen, aber Niemand brachte ihm sichere Nachricht von ihnen.

„Die junge Gräfin Ghiraldina Orsini und ihr Entführer, Oberst Lenoir, seien“ — so lautete eine Nachricht, „in Gesellschaft einer älteren Dame, in einer Miethkutsche auf der Straße nach der Schweiz abgefahren,“ nach einem anderen Berichte, wollte man die Flüchtlinge in Venedig zu Schiffe steigen, nach einem dritten, sie nach Neapel abfahren gesehen haben — — und wie ein berühmter Magier in Berlin einst durch drei Stadtthore zu gleicher Zeit hinausfuhr, so schienen es Ghiraldinen's Entführers darauf abgesehen zu haben, die Richtung ihrer Reise durch verschiedenartig ausgestreute Gerüchte zu verbergen. — — — Inzwischen mußte der junge Vice-König mit den Heeren des Kaisers in Deutschland vorrücken.

Aber die sich allmälig aufrollenden Bilder der Schlachten konnten das Bild seiner Liebe nicht verwischen; Eugen's großes Herz hatte der Gegenstand seiner ersten Liebe zu sehr erfüllt, als daß er Ghiraldina hätte sobald vergessen können.

Im Gewühle des Lagers, beim Getöse der Waffen, stand das Bild der Verlorenen vor seiner Seele und rauschten auch täglich die Klänge der lautesten Kriegermusik an seinem Ohre vorüber, — er fand dennoch Augenblicke, um sein Herz an der Brust seines Freundes Pino auszugießen.

So saß denn der junge Prinz vor der Karte von Oesterreich, ernst und gedankenvoll auf die rothen Kreuze starrend, welche der General-Quartiermeister Forestina als Lagerpunkte der siegreichen Armee hingezeichnet hatte.

„Hier, Hoheit," demonstrirte der Stabsoffizier Delzons, „hier an dem kleinen Flüßchen, die Traun genannt, rückt Davoust vor — dort drüben längs dem Strande der Donau stehen unsere Eliten, und da, wo der kleine rothe Strich eine lange Bergstraße bezeichnet, nächst dem Oertchen Strengberg, steht unser großer Artillerie-Park. So ist Alles zum Vormarsche gerüstet," fuhr der General-Quartiermeister fort, „und Eure Hoheit geruhen nur das Signal zu geben."

„Die Truppen harren auf Ihren Wink," setzte Delzons hinzu. —

In diesem Augenblicke trat ein junger Lieutenant der Eliten, Herr Evrard, in's Zelt.

Er überbrachte dem Prinzen ein versiegeltes Schreiben.

Es enthielt einen geheimen Tagsbefehl des Kaisers von Linz datirt und an die Befehlshaber der einzelnen Divisionen und Brigaden der Truppenkorps gerichtet.

„Der Kaiser macht darauf aufmerksam," — sagte der Vicekönig zu seinen Offizieren gewendet — „daß nach Aussage zweier Spione, die in der Gegend von Linz aufgefangen wurden, englische Subsidien in Gold und Silber auf dem Wege nach Wien sind, — man will sogar wissen, daß eine hochgestellte Person aus England im Convoi dieser Sendung mitreise; wir haben daher die größte Wachsamkeit anzuwenden — meine Herren, das Offizierskreuz der Ehrenlegion und augenblickliches Avancement ist demjenigen zugesichert, der diese Subsidiensendung aus England an den Kaiser von Oesterreich aufgreift. — Treffen Sie meine Herren, jeder die nöthigen Dispositionen in Ihrem Bereiche."

Die Offiziere des Vicekönigs zerstreuten sich nach

dieser Weisung — jetzt trat Major Pino, der Vertraute des Prinzen in's Zelt.

„Hoheit!“ sagte er mit seltsam bewegter Stimme, — „von der äußersten Vedette des Lagers bei dem Kronwerke, welches unsere Artillerie dort zur Vorsicht aufgeworfen hat, ist die Meldung eingelangt, daß soeben drei Reisende vorbeipassirt sind, welche — —

„Aus England kommen?“ fragte der Vicekönig.

„Nein, aus Italien,“ entgegnete Pino, „es ist ein Mann und zwei Damen, alle drei sind mit französischen Pässen versehen, und wurden daher nicht weiter angehalten.“

Die Augen des Prinzen ruhten jetzt auf dem Papier.

„Ghiraldina Orsini!“ las er mit zitternder Stimme, und Louis Graf Lenoir, Oberst in französischen Diensten, dann —“

„Pino!“ — rief er hier aufspringend, — „meinen Rappen und meinen Degen! — auf! wir müssen sie verfolgen!! . . . . endlich!!! — — —“

Im nächsten Augenblicke sprengte der Prinz, sein Lager, seine Stellung, seine Offiziere und Soldaten, Alles — Alles vergessend, hinter den Zelten hinab zur Vedette, von welcher die Nachricht über das Vorbei-

passieren Ghiraldinens und des Obersten eingelangt war. — Major Pino hatte keine Zeit ihm zu folgen.

„Wer hat hier den Vedettendienst?“ rief er dem wachehabenden Offizier schon aus der Ferne zu.

Dieser trat salutirend vor.

„Ich werde Sie füsiliren lassen!“ — donnerte der Prinz, und eine nie gesehene Zornesflamme brannte auf seinem Antlitze.

„Hoheit!“ stammelte der erschrockene Vedetten-Kommandant.

„Warum habeu Sie den französischen Obersten und die beiden Damen nicht angehalten?“ herrschte ihm der Vicekönig zu.

„Sie waren mit legalen, vom Polizeiminister Seiner Majestät des Kaisers Napoleons signirten Pässen nach Ungarn versehen —“ entschuldigte der Offizier — „und eine andere Ordre hatte ich nicht . . .“

„Falsche Pässe!“ donnerte der Vicekönig, „das hätten Sie beurtheilen sollen! — Wie kann ein französischer Oberst jetzt an einem französischen Armeekorps vorbei— allein, mit zwei Damen, in Feindesland reisen — — begreifen sie diese Absurdität mein Herr?! Man hat Sie dupirt! — Es waren drei Flüchtlinge aus Mailand, die jedenfalls anzuhalten waren — Sie haben Ihre Pflicht verletzt.“

„Hoheit!“ stotterte der Offizier wieder, „ich hatte keine Ordre. —“

„Welche Richtung nahmen die Flüchtlinge!“ — fiel der Prinz ein.

„Dorthin,“ entgegnete der Offizier, indem seine Hand nach der Reichsstraße wies, die, wie ein weißer Faden in der Ferne durch das schöne Gartenland Oberösterreichs schimmerte, und an deren äußersten Gesichtspunkte noch eine schwache Staubwolke in der Luft verschwamm.

Der Vicekönig hörte ihn nicht mehr — er jagte wie ein von Furien Verfolgter der erwähnten Straße zu, aber die Staubwolke statt ferner und ferner zu verwehen, wurde jetzt immer größer und größer, ein schwarzer Punkt trat aus derselben hervor, es war eine bewegte Masse — eine Menschen- und eine Thiergestalt — ein Reiter auf schäumendem Rosse, ein Adjutant des Grafen von Ornano war's, der, als er kaum des Vice-Königs ansichtig wurde, anhielt, vom Pferde sprang, und mit dem Rufe:

„Hoheit! eine Nachricht von größter Wichtigkeit!“ auf diesen zustürzte.

„Was soll's?“ fragte der Prinz.

„Dort — dort an der linken Lagerflanke!“ berichtete der Offizier athemlos — er konnte nicht weiter reden.

„Nun? haben Sie die Sprache verloren?“ fragte der Vicekönig, „reden Sie doch! Ich habe Eile!“

„Der Prinz von Wales!“ rief der Adjutant, — „dort! — Sie haben ihn angehalten! . . .“

„Der Prinz von Wales?“ fragte der Vicekönig — und hohes Staunen malte sich auf seinem Antlitze.

„Er ist's — er hat sich selbst genannt!“ berichtete der Offizier weiter.

„So wäre er die signalisirte hohe Persönlichkeit im Convoi des Subsidientransportes nach Wien?“ — rief der Vicekönig — „wo ist er?“

In diesem Augenblicke hatte Prinz Eugen wieder seine ganze Fassung gewonnen, er fühlte, daß er seine Leidenschaft seiner Pflicht als Soldat und Befehlshaber nachsetzen müsse, und fand im Momente seine ganze Besonnenheit wieder.

Er ritt im raschen Trabbe zum Bivouac an jener Lagerseite, wo eine auffallende Zusammenströmung der Soldaten den Punkt bezeichnete, an welchem so unerwartet ein so bedeutender Kriegsgefangener festgehalten wurde: — der Prinz von Wales. —

„Die Kaltblütigkeit der Engländer und ihre Tollkühnheit grenzt doch an's Unglaubliche —“ sagte der Prinz während des Rittes zu seinem Begleiter, dem Adjutanten des Grafen Ornano — „die letztere ist aber

die Folge der ersteren, und es ist in der That nur zu wundern, daß der Prinz von Wales gerade diesen Weg an unserem Heereslager vorüber wählt, wo er doch bei einiger Bewachung seine Anhaltung voraussehen konnte."

„Hoheit werden diese Kühnheit des Prinzen von England begreiflicher finden," entgegnete der Adjutant, „wenn ich Ihnen sage, daß er in einer seltsamen Verkleidung reiset."

Jetzt war Prinz Eugen bei dem Bivouac angelangt, wo der hohe Gefangene angehalten worden war.

Sogleich trat ihm Graf Ornano entgegen.

„Ist es Wahrheit, oder äfft man uns?" fragte der Vicekönig, „man berichtet mir, Georg, Friedrich August der Prinz von Wales sei hier passirt und angehalten worden — Was ist an der Fabel?"

„Keine Fabel, Hoheit!" entgegnete der Graf, „es ist der Prinz von Wales, wie er leibt und lebt, zwar ist er in der Tracht dieses Landes verkleidet, und behauptet nur deutsch sprechen zu können, aber sein Begleiter, ein kleiner, stämmiger Landbauer, war, wie es von einem ehrlichen, simplen Landbauer dieser Gegend nicht anders zu erwarten ist, unvorsichtig genug, auf das erste „qui vive!" unserer Vedette zu antworten: „der Prinz von Wales!" und stolz wie ein ächter Britte, hat der Prinz auch seinen Namen nicht weiter verläugnet, spottet aber,

so viel wir sein schlechtes Deutsch verstehen können, über diesen Ernst der Sache, spricht unverholen davon, daß er nach Wien abreisen will, wohin er Briefe seines Vaters zu überbringen habe, — und da ihm auch ein paar Mal der Name „Pitt“ entfuhr, endlich, einem der Sergeanten unseres Flügelpostens, welcher einige Zeit in der englischen Artillerie gedient hat, auch die Gesichtszüge des Prinzen genau bekannt sind, so unterliegt es keinem Zweifel: Georg, Friedrich August der Prinz von Wales und Thronfolger Englands, hat sich in einem Anfalle englischen Spleen's auf den Kontinent verirrt, und ist unbekannt mit den Dispositionen und dem unvorhergesehenen raschen Vordringen unserer Heeressäulen in unsere Schlingen gerathen, und in diesem Augenblicke der Gefangene Euerer Hoheit . . . .“

Der Vicekönig stand über diesen Bericht des Grafen Ornano in tiefem Sinnen.

„In dec That!“ rief er endlich, „es gibt im menschlichen Leben allerdings Augenblicke, in denen auch den besonnenen Mann die Ruhe und Geistesgegenwart verläßt und in welchen er blind fortstürmt und das Unglaublichste wagt. Aber dieser edle ritterliche Prinz, wie man sagt, ein stoischer Anglomane vom Scheitel bis zur Zehe, wie und warum sollte dieser junge königliche Britte eben jetzt, wo England schlachtfertig auf unsere Gallio-

nen harrt, sein Vaterland verlassen, und als simpler Kourier von London nach Wien jagen — es ist zu absurd, um glaubwürdig zu sein!. . ."

„Hoheit vergessen," fiel der Graf von Ornano ein — „daß das intime Verhältniß, welches der Prinz von Wales zur schönen Mistreß Fitzherbert vor seiner Verehelichung mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig hatte, ihn mit seinem Vater entzweite, daß er nur gezwungen der Letzteren seine Hand reichte, daß das Betragen seiner Gemalin ihm seine Ehe keineswegs versüßt [1])."

„Sollte es da nicht möglich sein, daß Prinz Georg, Friedrich, August, zufällig mit seinem königlichen Vater und seiner königlichen Gemahlin in einer Anwandlung englischen Spleen's, die Küste von Britanien verließ, und beim Heere des Kaisers von Oesterreich, als des nunmehrigen Verbündeten Englands, Zerstreuung beim Waffenklange in den bevorstehenden Bataillen suchte. — Aber geruhen Sie ihn nur selbst zu sprechen."

Prinz Eugen folgte dem Grafen Ornano jetzt in

---

[1]) Dieses unangenehme Verhältniß des Prinzen zu seiner Gemahlin kam leider später selbst im Parlamente zur Sprache.

das größte Zelt im östlichen Bivouac des Lagers, dahin, wo gegenwärtig ein großer Lagerthurm der maximilianischen Befestigung von Linz und Umgebung mit seinem grünbemoosten Dache emporragt, und etwas weiter nach Nord-Ost, wo vor mehreren Jahren der interessante Römerfund eines unterirdischen Hypocauton (warmen Bades der Römer) aus jener Periode gemacht wurde, in welcher noch die castra lentiana (das jetzige Linz) den Reiterflügel des römischen tribuns Lentulus einschloß.

In dem erwähnten Zelte stand ein kräftiger Mann von etwa zwei bis drei und vierzig Jahren, sein langes, bleiches von einem schwachen Barte beschattetes Antlitz trug ganz den Typus des Altengländers: hohe Stirn, etwas gebogene Nase, und feingeschnittene Lippen, breite Schultern; ein ziemlich weiter Rock von feinem Tuche, weißgestreifte Beinkleider und kurze Stiefletten waren seine Kleidung, seine ganze Haltung die des ungenirten Gentlemans.

Ein kleinerer fast ebenso gekleideter Begleiter stand an seiner Seite.

Um beide Männer hatten sich die wachehabenden Offiziere des Bivouac's gereiht, man war eben beschäftigt, das Gepäck der Angehaltenen durchzusuchen, wel-

ches jedoch außer einigen Kleidungsstücken und einem ledernen Beutel mit sächsischen Kronthalern nichts enthielt.

Der Vicekönig trat sogleich auf den größeren dieser beiden Männer zu.

„Good morning prince," sagte er lächelnd dem Angesprochenen die Hand biethend, „you are very welcome!"

Der Angeredete schlug die Augen empor und richtete diese starr auf den Sprecher. .

„You must take care not to travel within the reach of the guns," fuhr der Vicekönig fort.

Der Angesprochene schüttelte den Kopf.

„Das verstehe ich nicht," sagte er endlich in deutscher Sprache, „was wollen die Herren eigentlich von mir?"

Der Vicekönig fixirte jetzt seinen Mann von oben bis unten. Dann trat er lächelnd zum Zelttische, wo sein erster Adjutant zu Verifizirung des Prinzen aus einer Reisemappe mit Bildern sämmtlicher Regenten Europa's und ihrer Familienglieder das zufällig beiliegende Porträt des Prinzen von Wales herausgesucht hatte.

„Is the portrait to your satisfaction?" fragte er lächelnd auf den erwähnten Mann zutretend, und ihm das Bildniß des Prinzen von Wales entgegenhaltend.

Dieser starrte das Bildniß an, ein Lächeln des Unmuthes zog jetzt über seine Lippen.

„Was wollt Ihr von uns," rief er, „wir sind ehrliche Landleute aus Oberösterreich und reisen nach Wien."

„Ah! Sie wollen ihre Muttersprache jedenfalls verläugnen, Prinz," sagte der Vicekönig. — „Sie dachten wohl nicht an die Lebensregel: „the great art of life is to play for much and stake little—" das hätten Sie bedenken sollen, mein Prinz," fuhr er in deutscher Sprache fort, „und wir sind auch des deutschen Idioms genug mächtig, um Ihnen zu sagen, daß Sie sehr viel auf's Spiel setzten, und Alles verloren haben, weil Sie Alles wagten. Sie sind jetzt unser Gefangener, Prinz!"

Der Angesprochene erbleichte jetzt wieder, sein kleiner Begleiter aber, der wahrscheinlich schon die Kugeln der französischen Grenadiere um seinen Kopf pfeifen hörte, zitterte am ganze Leibe.

„Führen Sie den Begleiter des Prinzen einstweilen in das Nebenzelt," befahl der Vicekönig.

Der Kleinere der beiden Gefangenen wurde abgeführt.

Am Zelteingange brachen ihm beinahe die Knie.

„Bitt' bitt'!!" konnte er noch stammeln, dann zogen ihn die Sergeanten vor das Zelt hinaus.

„Da hören Sie es Hoheit," sagte der Graf Ornano ihm nachblickend, „Pitt! Pitt! lautet sein letzter Stoßfeufzer, er galt dem großen Minister seines Vaterlandes, der ohne Zweifel den Prinzen vor dem unbedachtsamen Schritt dieses Ganges auf den Kontinent gewarnt hat."

Jetzt wandte sich der Vicekönig wieder zu dem Größeren der beiden Gefangenen.

„Sit down, Sir!" sagte er mit französischer Artigkeit einen Feldsessel herbeirückend, „opposite tome: we may talk at our ease," setzte er lächelnd hinzu.

Aber der Prinz von Wales starrte ihm wieder lächelnd entgegen.

„Sie wollen durchaus ihre Muttersprache verläugnen, und beharrlich den Deutschen spielen," sagte der Vicekönig jetzt etwas gereizt, „ich will also auf Ihre Caprice eingehen, und auch, so gut ich es vermag, deutsch mit Ihnen verhandeln, und so frage ich Sie

auf Ehrenwort noch einmal in Güte: „Sind Sie Georg, Prinz von Wales?“

„Nun ja der bin ich,“ entgegnete der Gefangene im guten Dentsch.

„Endlich!“ rief der Vicekönig; so geben Sie denn Ihre Papiere und Ihren Degen.“

„Meine Papiere? meinen Degen?“ fragte der Gefangene lachend.

Jetzt schien aber den Vicekönig die Geduld zu verlassen.

„Prinz!“ rief er, an seinen Degen schlagend, „bedenken Sie, daß wir hier vor den Mündungen einer Batterie und nicht auf einem Vorstadttheater Londons stehen, wo John Bull seine Spässe auskramt!“

Nach diesen Worten faßte sich Prinz Eugen sogleich wieder.

„Freilich,“ sagte er, „ich vergaß Ihnen zu sagen, wer vor Ihnen steht: Ich bin Prinz Eugen von Beauharnais, der Vicekönig Italiens.“

„Und ich der Prinz von Wels, der Müllermeister von Grünbach,“ fiel der Andere ein, „hier ist mein Reisepaß.“

Bei diesen Worten zog der Sprecher ein Papier aus seiner Rocktasche und reichte es dem Vicekönige.

Dieser durchlief es. — Es war ein formeller Reisepaß des Pflegamtes Wels, lautend für: „Meister Georg Prinz, Müller von Wels am Grünbache."

Auf das Antlitz des Vicekönigs trat jetzt eine hohe Röthe.

„Es scheint allerdings," sagte er nach einer kleinen Pause mit halblauter Stimme, „daß hier ein Mißverständniß obwaltet."

„Das sage ich auch," fiel der Gefangene ein, — „les't nur alle, Ihr Herren, da steht es ja klar, „Georg Prinz von Wels, Müllermeister am Grünbach, 43 Jahre alt, mittlerer Statur, länglichten Gesichtes, und ohne besondere Kennzeichen. — Und mein Begleiter da ist der Schulmeister von der Had — ebenso unschuldig wie ich."

Die interessante Verlegenheit, welche sich nach dieser Aufklärung auf den Gesichtern sämmtlicher Herren Franzosen im Zelte malte, war in der That keine kleine.

Wie von einem kalten Wassergusse war das heiße Blut sämmtlicher Inquisitoren plötzlich abgekühlt.

Klar und immer klarer ward allen jetzt die Sache.

Man hatte also in Folge der ziemlich gleichlau-

tenden Aussprache, wi^ der Chronist Oberösterreichs etwas sarkastisch bemerkt: „aus absonderlicher französischer Hitzköpfigkeit“ den ehrlichen Müllermeister Georg Prinz von Wels für Georg den Prinzen von Wales gehalten, und viel fehlte jetzt nicht, daß man vor Beschämung über diese Selbsttäuschung, den guten Müllermeister ohneweiteres sammt seinen ehrlichen Begleiter, den Schulmeister Wendelin Storch von der Welserhaide, füsilirt hätte, um ihnen für immer über diese Scene den Mund zu stopfen, hätte nicht die Besonnenheit des Vicekönigs dem Dinge rasch ein Ende gemacht.

Der vermeintliche Prinz von Wales ward daher sammt seinem Begleiter, dem Schulmeister Wendelin in aller Stille zwischen den Zelten auf die Landstraße geführt und es ward ihm bedeutet, daß er, ohne sich weiter umzusehen, seinen Weg nach Wien fortzusetzen habe, widrigenfalls man ihm ein paar Bleipillen nachsenden würde ....

Die Verfolgung Ghiraldinen's und ihrer Entführer, war aber durch dieses Intermezzo abermals versäumt worden.

3.

Im Schelmenloch.

In einem Thale, unterhalb des sogenannten Soo-ßer- oder Kaltenberges, ohnweit Baden in Niederösterreich, starrt ein ziemlich großer Fels, welcher von einem noch höheren Berge herabgestürzt zu sein scheint.

Er enthält eine vier und einen halben Schuh hohe Oeffnung, welche den Eingang zu einer großen Höhle bildet. Man vermag nur mit Mühe in diese erste Höhle einzudringen, hinter welcher sogleich die Haupthöhle im Durchmesser von drei bis vier Klaftern und in der Höhe von zwei einer halben Klafter sich ausdehnt, und, da nur durch den Eingang ein wenig Licht hereinströmen kann, finster ist, so, daß man Fackeln bedarf, um sie zu erleuchten.

Die Höhle enthält auch im Winter einen ziemlichen Wärmegrad, weil kein Luftzug in derselben herrscht.

Aus der erwähnten Haupthöhle führt auf der rechten Seite eine etwas weitere in eine Nebenhöhle in welcher man kaum noch aufrecht stehen kann, und in deren Boden sich ein weites Loch gegen die Haupthöhle zieht; links aber gelangt man durch einen engen Schlauch in eine dritte Höhle, in welcher drei oder vier Personen in gebückter Stellung neben einander stehen können; auf beiden Seiten dieses Ganges klaffen viele größere oder kleinere Räume zwischen auf einander liegenden Felsstücken.

Kalkstein ist der Hauptbestandtheil dieser Höhle, hin und wieder enthält sie auch Kristallisationen, und durch die über einander liegenden Felsen sickert Feuchtigkeit, welche sich in Tropfen von den Wänden ablöst, auf den Boden perlet, und allmälig eine Kruste von Kalksinter bildet, der nach außen häufig wie abgeschlossen und marmorirt aussieht.

Die Wände der vordersten Haupthöhle aber, wo keine oder nur wenige Tropfen niederfallen, ist mit einer silberflimmernden Kruste, und da, wo die Tropfen reichlicher fallen, mit wellenförmigem Kalksinter überzogen, da bildet sich weißer Tropfstein in Gestalt von Pfeifenröhren, oder kleinen cylindrischen Vögelknochen, ebenso

ist der Fußboden durch das Herabfallen der Tropfen und das Inkrustiren derselben mit einem weißen und grauen Ueberzuge bedeckt. Wo die Tropfen schwerer niederfallen, bilden sie allmälig Höhlungen und in den Spalten und Klüften, wo die erwähnten Röhren den Boden erreichen, bilden sie niedliche Unterstützungssäulchen, von der ewig thätigen Natur viel regelmäßiger gebaut, als die höchste Kunst des Menschen sie hätte bauen können.

Am Eingange zur zweiten Höhle senkt wohl gewöhnlich der Führer seinen eisernen Meißel in die hohe Seitenwand, dann quilt die dicke weiße Bergmilch hervor, die sich dort und da verhärtet hat.

So arbeitet hier die ewig schaffende Natur, und die seltsamen Gebilde, die sie seit der Vorzeit an dieser Stelle hervorzaubert, sind großartig und mannigfaltig.

Wenn dann die knisternde Fackel des Führers die Räume dieser Höhle bestrahlt, dann fliegen dort und da aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, wie flüchtige Schatten der Unterwelt, Fledermäuse, herum, und tausende von Mücken umkreisen das Haupt des Eintretenden; auch kleine cilindrische versteinerte Thierknochen liegen hier herum, ja in einer der tiefen Seitenhöhlen fand man noch das Skelett eines Raubthieres.

Diese rückwärtige Höhle führt aber den seltsamen

Namen „das Schelmenloch" (Schelmaloch) und soll in älteren Zeiten der Aufenthalt herumziehenden Gesindels, und, wie die Sage berichtet, zur Zeit des Türkenkrieges des Jahres 1683 der Aufenthalts- und Schutzort vieler flüchtiger Christen gewesen sein.

Es war bereits im Windemonat des Jahres 1805, am 13. dieses Monates hatten die Franzosen ihren Einzug in Wien gehalten, und der Zwingherr Europa's, Kaiser Napoleon, stand in der Hauptstadt Oesterreich's.

Er suchte sich in dieser Stadt, in welcher er keine Simpathien für sich und sein Heer fand, vor Ueberrumplung zu sichern, und seine Operationsbasis zu befestigen.

Davoust sollte sich nach Preßburg begeben, damit Ungarn, bei der Annäherung des Heldenprinzen Erzherzog Karl nicht aufstehe, und Gudin sollte nach Neustadt marschieren, um die Verbindung mit Marmont und Massena zu erhalten, und Steiermark zu beobachten.

Es war an einem düsteren Novemberabende, als in der Gegend des erwähnten Schelmenloches eine kleine, auf allen Seiten verschlossene Kalesche auf einer Seitenstraße stand.

Der in einen grauen Feldmantel gehüllte Kutscher

blickte nach allen Seiten, als ob er unschlüssig sei, welchen Weg er hier einschlagen sollte.

Jetzt wandte er sich an einen auf dem nebenliegenden Feldwege vorüberschreitenden Mann, in der Tracht eines niederösterreichischen Landmannes, und bat denselben in gebrochenem Deutsch, ihm die nächste Fahrstraße nach Ungarn zu weisen.

Der Angesprochene, ein ehrlicher Bauer aus der Umgebung, blieb stehen, glotzte den Wagen, und sagte dann lachend:

„Nach Ungarn, guter Freund, führt jetzt keine Straße; die Wege dahin sind eben alle von Franzosen besetzt.“ —

„Von Franzosen?“ fragte der Kutscher bestürzt.

„Aha!“ rief der Bauer. „Ihr wollt Euch auch Euren Rücken vor den ungebetenen Gästen salviren; seid wohl Flüchtlinge, die sich in den ungarischen Wäldern verkriechen wollen vor den blauen Franzosen?“

„Allerdings,“ entgegnete der Kutscher — „wir kommen aus dem Friaul und fahren seit acht Tagen in die Kreuz und Quere, und können den rechten Grenzpunct nicht finden, um nach Ungarn zu entkommen, denn überall stoßen wir auf Vorposten der Franzosen — hier, nimm das Goldstück, wenn Du uns sicher über die Grenze bringst.“ —

„Unmöglich!“ entgegnete der Bauer — „und wenn Ihr mir eine Rolle ungarischer Goldfüchse gebt, — seht — dort oben am Birkenbüchel reiten sie schon herauf; es sind ihrer sieben oder acht, lauter Kernfranzosen! — lebt wohl — ich muß meine Haut in Sicherheit bringen, sonst pressen sie mich zur Vorspann ihrer Bagagewägen.“ . . .

Nach diesen Worten entsprang das Bäuerlein in das Gebüsch, als ob der wilde Jäger hinter ihm dareinjagte. — Von der Höhe des Birkenbüchels aber sprengte eine Schaar französischer leichter Reiter herab, welche gerade auf den Wagen zuritten.

Noch waren sie etwa hundert Schritte entfernt.

Der Kutscher des erwähnten Wagens schwang sich jetzt rasch von Bocke herab, einen flüchtigen Blick warf er auf die herantrabenden Reiter, dann rieß er den Wagenschlag auf.

„Franzosen!“ rief er in italienischer Sprache hinein: „ich glaube den Prinzen selbst an der Spitze zu bemerken.“ — —

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als sich der Inhalt des Wagens schon entleerte; aus demselben beugte sich Oberst Lenoir, in seinen Armen lag Ghiraldina Orsini. — Mit flüchtigem Blicke hatte der Oberst augenblicklich das Terrain geprüft.

„Dorthin!" rief er; dann hieb der Kutscher in die Pferde und der Wagen jagte vorwärts auf der hügelichten Straße, daß die Funken von den herumliegenden Kieselsteinen aufstoben; hinterdrein aber trabten die französischen Reiter, welche die Flüchtlinge bemerkt hatten, und nun mit verhängtem Zügel verfolgten.

Jetzt bog die Kalesche um die Ecke eines Tannengebüsches; nur fünfzig Schritte trennten die Verfolger mehr von den Verfolgten — da krachte es am Wagen — ein Rad war geborsten — das Fuhrwerk stockte, und die Flüchtlinge schienen verloren. . . .

Dort aber, auf der entgegengesetzten Seite, wo der Abhang des Birkenwaldes sich zur Straße verlief, jagte auf hohem Rosse Prinz Eugen Beauharnais, der Vicekönig mit seinen Reitern herab; er hielt sein gutes Fernrohr vor dem Auge, und überzeugte sich, daß, was ihm durch einen seiner Vorposten gemeldet worden war, ein Wagen mit Flüchtlingen aus Italien dahinjagte — er sah mit seinem glühenden Auge wie sich Oberst Lenoir aus dem Wagen beugte. . . .

Jetzt mußte er Beide erreichen! — Aber die Geistesgegenwart auch in diesem Augenblicke nicht verlierend, hatte Oberst Lenoir während dem Fahren die Gegend nach allen Richtungen gemustert, und den Moment be-

reits ersehen, in welchem die letzte Rettung möglich erschien.

Staubwirbel verhüllte jetzt die Scene. — Jetzt hatten die nachsetzenden Reiter den Wagen der Fliehenden umringt — jetzt faßte einer der Reiter die Zügel der Wagenpferde, jetzt ritt Prinz Eugen näher, und rief dem Kutscher ein donnerndes „Halt!“ in die Ohren. —

Dieser sprang ab, und — „Varlet!“ rief der Prinz — „Du abermals auf meinen Wegen — Elender!!“ —

„Verzeihung, Hoheit!“ stammelte der Pseudo-Kutscher; „ich wollte ja mit meiner Herrschaft fliehen, und wenn uns Eure Hoheit mit ihren Chasseur's einholten, so ist das wahrlich nicht meine Schuld, sondern die der holperichten Straße, und Ihrer gut gestellten Vorposten, die uns bisher auf allen Punkten den Ausweg nach Ungarn versperrt haben.

„Schweig Elender!“ donnerte der Prinz, in dessen Augen Zornesflamme aufloderte; „ich will den Verrath jetzt zu meinen Füßen sehen.“

Varlet gehorchte augenblicklich, der Kutschenschlag flog auf, aber leer war der Wagen bis auf eine Person, die sich aus der Ecke desselben herauswand, und jetzt auf festem Boden vor dem Vicekönige sich verbeugte —

es war die Wortführerin vom grauen Hause auf Isola bella, Madame Henriette Faure...

„Verrätherin!“ schrie der Prinz, „wo sind die Flüchtlinge!“

Madame Faure aber stieg ruhig aus dem Wagen, und verbeugte sich vor dem Prinzen.

„Verzeihung, Hoheit,“ sagte das Mannweib mit ihrer tiefen Baßstimme, „der Fuchs ist vorläufig dem Grimme des Löwen entwichen, später wird er sich vor dem königlichen Gebiether wieder einfinden.“

„Was soll dieser Spott?“ donnerte der Vicekönig, „wer sind Sie Madame? — Ha! mich dünkt, ich habe Sie bereits irgendwo gesehen.“

„So ist's, Hoheit,“ entgegnete Madame Faure, „auf der Villa Orsini auf Isola bella war es, wo Sie mir begegneten, Hoheit.“

„Es ist Madame Henriette Faure, jene Partheigängerin, welche in den Tagen des letzten Attentates auch in Mailand zu sehen war,“ berichtete ein Offizier im Geleite des Vicekönigs.

„Ganz recht, ich entsinne mich,“ fuhr der Prinz empor, „also zur Suite des Hochverrathes gehörig! — Man führe die Elende in das nächste Gehölz, und halte Standrecht über sie, — doch zuvor soll sie gestehen, wohin die Flüchtigen sich wandten.“

Die Offiziere im Geleite des Prinzen sahen einander befremdet an, so kurze Justiz waren sie von dem sonst sanften, besonnenen und große Selbstbeherrschung beweisenden Prinzen nicht gewohnt.

Aber der junge Löwe kannte in diesem Augenblicke keine Schonung mehr. Das bitterste Gefühl getäuschter Liebe und das Bewußtsein, von der, welcher er Alles opfern wollte, vielleicht verspottet zu sein, erfüllte sein Herz mit Grimm.

„Nun?!“ rief er in höchster Aufregung, „wird man meinen Befehl befolgen oder nicht?“

Das Auge des Vicekönigs glühte, seine Faust lag auf dem Degengefäße, als wollte er seinen Worten mit Eisen Nachdruck geben.

Die Offiziere an seiner Seite wagten nichts mehr einzuwenden, zwei Sergeanten stürzten sich jetzt auf Madame Faure . . .

Die stolze Dame schien nichts weniger als erschrocken — — — man hätte glauben sollen, daß eine Ohnmacht der zum Standrechte bestimmten, die nächste Scene bilden würde, aber sieh' da! — Die stolze Dame lächelte. — — — Sie streckte sich in ihrer ganzen ansehnlichen Körperlänge empor, — sie trat im

Kreise der sie Umgebenden auf den Vicekönig zu, verbeugte sich abermals, schüttelte sich ein wenig, nestelte jetzt an ihrem Reisemantel, warf jetzt ihren befiederten Damenhut zur Erde — ihr Mantel sank von ihren Schultern, und von ihren Oberkleidern fiel, wie Bürger singt: „des Reiters-Koller Stück für Stück, jetzt ab wie mürber Zunder," und vor dem Vicekönige stand in einem einfachen dunkelgrauen Reiserocke ein Mann . .

„Da mir das Standrecht auf dem Nacken sitzt," sagte dieser Mann zu dem ihn anstarrenden Vicekönige und seinen Begleitern, „so werden mir Eure Hoheit erlauben, daß ich meine bisherige geborgte Maske abwerfe, und mich durch dieses Papier als Meister — „Vidocq", erster Agent des noch größeren Meisters Fouché präsentire, der von Letzterem aus bestellt war, um in der Verkleidung einer Madame Faure, der längst verstorbenen Mutter des bekannten Attentäters, Jean Niklas Faure, mitten unter den Verschworenen im grauen Hause auf Isola bella aufzutreten, indem ich mich scheinbar von französischen Gensdarmen bis auf die Insel verfolgen ließ, um auf diese Art dem Polizeiminister des Kaisers der Franzosen aus erster Quelle alle jene Fäden in die Hand zu liefern, die Herr Fouché brauchte, um das Attentat von Mailand gegen den Kaiser zu vereiteln und die tollen orsinischen Ritter und

Damen „vom Todtenkopfe“ mit einem Schlage in sein Netz zu bekommen.“

Nach diesen Worten zog weiland Madame Faure nun Monsieur Vidocq, jener berüchtigte und schlangengleiche Agent, dessen sich Fouché bei seinen Operationen stets mit so vielem Erfolge bedient, und der als geschichtliche Person in den Annalen des französischen Polizeiministeriums eine so große Rolle spielte, eine Legitimations-Urkunde mit dem großen Siegel des Polizeiministers hervor, und reichte sie dem Vicekönige, dessen Officiere sich jetzt mehrere Schritte zur Seite zogen, um nicht weiter Zeugen einer Scene zu sein, die in der That ebenso Beschämendes für den erlauchten Stiefsohn des Kaisers haben mußte, als jene oben Erzählte mit dem vermeintlichen Prinzen von Wales.

Aber noch hatte der Prinz die ihm überreichte Legitimations-Urkunde des am Schlußpuncte seiner mit so großer Gewandtheit durchgeführten Rolle stehenden Polizeiagenten Vidocq nicht ganz durchlesen, als ihm dieser ein zweites Papier überreichte, und ihn bat, dasselbe ebenso rasch zu durchblicken.

Es enthielt ein eigenhändiges Schreiben des jungen Obersten Lenoir an denselben; es enthielt die wenigen aber inhaltsschweren Worte:

„Prinz!“

„Ich rechne auf die Verzeihung Eurer Hoheit, weil ich in Ihrem Interesse handelte, indem ich Sie über die Treue einer Dame aufklärte, die Ihrer nicht würdig ist. — Hiedurch habe ich dem Adoptivsohne des Kaisers die erhabene Prinzessin erworben, die man für Ihn aus dem königlichen Stamme der Wittelsbacher bestimmte.“

Louis Piqueur, genannt: Graf Lenoir,
Oberst Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen.

Der junge Vicekönig starrte schweigend auf das Papier — Todtenbläſſe, dann wieder hohe Röthe der Ueberraschung, der Scham, des Unmuthes bedeckten sein schönes Antlitz. — Sein Herz pulsirte jetzt in raschen Schlägen, seine Lippen zitterten, sein klares Auge schien fast feucht zu werden, aber sein eben so klarer Verstand durchschaute im Augenblicke das ganze Gewebe, mit welchem sein Herz und seine ganze Person von der klugen Politik des Kaisers auf den klugen Rath des wahrhaft klug berechnenden Polizeiministers umgarnt worden war. — Es war ihm im Augenblicke klar, daß jener junge schöne Oberst, genannt, Graf Lenoir, nur der gewandte Sendling des noch gewandteren Ministers gewesen, der das Band, welches Ghiraldinens Herz an das des Prinzen band, und welches man, den starren,

selbstständigen Character des letzteren kennend, von den Tuilerien aus nicht zu „durchschauen“ wagte, mit der List der Schlange, sanft und allmälig lösen mußte, indem er auf geheimen Befehl des Kaisers der Franzosen das Herz eroberte, das bis dahin nur für den Herrn de la Pagerie, Eugen Beauharnais, Prinzen und Vicekönig von Italien geschlagen hatte. . . .

Tausend widerstreitende Gefühle durchtobten die junge, kräftige Brust des Prinzen, — es gährte gleichsam in seinem Herzen wie glühende Lava — — — das reizende Bild Ghiraldinen's trat noch einmal in seiner ganzen Schöne vor sein Inneres; er hatte ja die herrliche Jungfrau so heiß geliebt — aber sie hatte ihn nicht verstanden, sonst wäre es ja nicht möglich gewesen, daß irgend eine Macht der Erde sie von seinem Herzen riß. — — Verwundet bis in's Innere seines Herzens, getäuscht, verrathen, beschämt — so fand sich jetzt Prinz Eugen wieder; aber er fand sich wieder — — — nach kurzem Kampfe blieb aus dem Chaos der widerstreitenden Gefühle in seinem Herzen nur eines noch: das Gefühl seiner Würde, seiner stets bewahrten männlichen Würde zurück. . . .

Schweigend gab er jetzt seinem Rappen die Sporen — schweigend wandte er sich um, und auf flüchtigem Rosse ritt er, den letzten Blick nach der Seite wer-

fend, wohin die Treulose entflohen war, in sein Hauptquartier zurück. . . . Seine Begleiter folgten ihm, der Letzte unter ihnen fuhr mit zufriedener Miene, wie ein Sieger nach gewonnener Feldschlacht, — Meister Vidocq, der Agent, im leeren Wagen, das Costüme der nunmehr demaskirten Madame Henriette Faure mit sich führend, und mit Bleistift ein paar Zeilen an seinen Herrn und Meister in Paris aufschreibend, die ohngefähr lauteten, wie die telegraphischen Depeschen unserer Tage:

„Agent Vidocq an den Polizeiminister Monsieur Fouché: Die Bombe ist geplatzt, der Vicekönig ist nüchtern geworden, in den Tuilerien das Weitere! . . .

Vidocq."

Während sich diese Scene im Gebüsche des Birkenwaldes vor der oberwähnten Höhle, genannt das „Schelmenloch" begab, schlug in den düsteren Räumen dieser Höhle auch ein Herz in heftigen Schlägen — es war das Ghiraldinen's.

Oberst Lenoir als er keinen Ausweg mehr vor sich sah, dem Vicekönige und seinen Begleitern zu entrinnen, hatte mit Ghiraldinen den „wohlberechneten" Ausweg in die von ihm seitwärts wahrgenommene, erwähnte Höhle genommen, wo beide von der düsteren Nacht der Erde aufgenommen, sich in dem Geklüfte so lange verbergen

konnten, bis ihre Verfolger vorübergezogen waren, und sie mit Sicherheit wieder ihr Versteck verlassen konnten.

Hier hatte Oberst Lenoir, wie Moses die Israeliten in der Wüste, seine Entführte seit Wochen an der Grenze Ungarns hin und hergeführt, - um, wie er sagte, den französischen Streifschaaren zu entgehen, Ghiraldina im entscheidenden Augenblicke verborgen. Er bat sie jetzt, indem er der Erschöpften einige Labung aus seiner Feldflasche reichte, wenige Minuten zu harren, „er würde," sagte er, „mit Vorsicht gegen den Eingang der Höhle schleichen und spähen, ob die Verfolger bereits vorüber gezogen seien, damit er mit Ghiraldinen die dumpfe Atmosphäre dieses Geklüftes bald wieder verlassen könne."

Hier lehnte nun die schöne Blume des Südens mit all der Gluth ihres Herzens an einem feuchten Steine, und zählte die Minuten, welche seit der Entfernung Lenoirs verstrichen. Ein dunkles unnennbar banges Gefühl fing an, sie zu beschleichen, die ersten, einsamen Minuten, die sie durchlebte, seit sie mit dem Obersten Isola bella verlassen hatte. — Gedankenschwer starrte sie vor sich hin, das Bild des verrathenen, von ihr so schnell und leicht verlassenen Prinzen, des edlen, schönen Eugen Beauharnais, trat jetzt, wo sie einen Augenblick Zeit hatte, sich zu besinnen, vor ihre Seele.

Ein tiefes Gefühl der Bangigkeit, Beschämung, Reue, überkam sie ... Unwillkürlich drückte sie ihre Hände fest auf das pochende Herz, und ein paar große Perlen entquollen ihren Augen.

Aber dichte Finsterniß umgab sie, kein Laut einer menschlichen Stimme war hier vernehmbar, nur der eintönige Klang der vom feuchten Gesteine niederfallenden Tropfen und das Schwirren der hier und dort aus ihren Schlupfwinkeln auftauchenden Fledermäuse, unterbrach die schaurige Stille dieses Ortes, es schien dieß der düstere, schauervolle Ort zu sein, von welchem der Dichter die trostlosen Worte singt: „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!“

Ja, diese Stätte der Nacht glich jenen ewig düstern Orten, von welchen die Traditionen aller Völker des Erdballes erzählen, daß sie von der Gottheit abgewandte Geister beherbergen, deren Wurm nie stirbt, deren Klage keine Zeit endet! ...

In der That! auch in Ghiraldinens Herzen schien hier der Wurm der Reue über ihre an Eugen Beauharnais verübte Treulosigkeit zuerst zu erwachen, sie fühlte sich jetzt unendlich einsam, verlassen — — — verurtheilt! . : .

So saß sie wohl eine Stunde in tiefen Träumen, in denen ihre ganze Vergangenheit an ihrem Innern

vorüberging, ohne daran zu denken, daß Louis Lenoir nicht wiederkehrte... Und wieder eine Stunde verrann, und noch eine... und draußen am heitern Gefilde der Erde ward es Nacht, und Ghiraldina fühlte endlich in ihrer düstern Einsamkeit an dem Orte, wo Tag und Nacht sich nicht mehr unterscheiden, daß die Zeit, welche sie hier zugebracht, weit, weit vorgeschritten sei.

Die zunehmende Feuchtigkeit der Höhle wirkte jetzt auf ihren zarten, nur des südlichen Klima's gewohnten Körper ein, sie fühlte stechenden Kopfschmerz, ein leises Fieber schüttelte sie und das seidene Tuch, welches sie um den weißen Nacken trug, bot ihr nicht mehr jene wärmende Hülle, um sie vor den Wirkungen der Höhlenfeuchtigkeit zu schützen.

Brennender Durst, und das Gefühl tiefer Ermattung mahnten sie jetzt den Ausgang der Höhle zu suchen, und ein banges Gefühl sagte ihr, daß ihrem Entführer ein Unglück begegnet sein könne."

„Louis! Louis!" rief jetzt die geängstigte Jungfrau, indem sie vorsichtig durch die finstere Höhle vorschritt.

Aber nur der schaurige Wiederhall ihrer eigenen Stimme von den Höhlenwänden antwortete ihr.

Jetzt flog plötzlich, wie ein brennender Funke, die Ahnung durch ihre Seele, daß sie von Louis Lenoir auch

absichtlich verlassen sein könnte. — Ihre Sinne verwirrten sich, laut schluchzend drang sie jetzt vor, ihre Füße zitterten, ihre Pulse fieberten, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, — jetzt — jetzt glaubte sie ein fernes Licht zu erblicken, — noch einmal rief sie mit aller Anstrengung ihrer Stimme „Louis!!! . . .“

Dann brach Ghiraldina ohnmächtig zusammen . .

Als die Arme wieder erwachte, warf sie ihre matten Blicke staunend um sich: — ein langer Traum, aber ein böser, hatte ihre Sinne umfangen, sie war in diesem Ohnmachtstraume in den hesperidischen Gefilden auf Isola bella gewesen, sie hatte die warme Hand ihrer Mutter gefühlt, die Stimme derselben gehört. Jetzt schlug sie ihre matten Augen wieder auf, — und fühlte ihre Glieder auf ein weiches Ruhebett in einem freundlichen Gemache gestreckt, und an ihrer Seite kniete, auf ihre Athemzüge lauschend, Bianca Gräfin Orsini, ihre Mutter . . . Dieser aber zur Seite stand ein schöner, junger Mann, in ungarischer Nationaltracht und eine ebenso gekleidete, schöne, junge Dame.

„Ghiraldina! mein Kind, mein wiedergeschenktes — theures Kind!!“

Das waren die Laute, mit denen Bianca Gräfin Orsini an dem Lager ihrer Tochter dieser die ersten Grüße des Wiedersehens brachte.

So mag das Erwachen des Erdenpilgers im Jenseits sein, wenn er nach vollendetem Todeskampfe in Edens Gefilden seine Lieben wieder findet.

„Mutter! Mutter!“ war das erste Wort, welches jetzt von Ghiraldinen's Lippen floß.

Eine süße, süße Wonne des Wiedersehens folgte nun, in welcher weniger Worte, als heiße Küße und Umarmungen zwischen Mutter und Tochter gewechselt wurden.

Als aber der höchste Sturm der Gefühle sich gelegt hatte, da stellte Bianca Gräfin Orsini ihrer wiedergefundenen Tochter den jungen Mann, welcher an ihrem Lager stand, als den edlen jungen Grafen Herrmann von Pazman, ihren Blutsverwandten, und die junge Dame als Helene, die Tochter des Grafen Arpad, des nahen Verwandten der Gräfin Bianca vor, welcher eben im Lager des Kaisers von Oesterreich weile.

Aus dem Munde ihrer Mutter erfuhr nun Ghiraldina, daß die Gräfin Bianca Orsini durch die Großmuth des Vicekönigs Eugen Beauharnais, nach dem mißglückten Attentate auf Kaiser Napoleon, nach Ungarn, zu ihrem Verwandten dem Grafen Arpad entfliehen konnte, daß dieser sich bei dem beginnenden Einmarsche der Franzosen sogleich in das Lager des Kaisers Franz begeben habe, um sich als echter Ungar zum

Waffendienste anzubieten, daß ihm die Gräfin Bianca mit seinem Neffen Herrmann von Pazman und seiner schönen Tochter Helene eben zu folgen im Begriffe stand, und auf dem Wege zu der Armeeabtheilung des, im Süden der gegen Mähren aufbrechenden Franzosen, operirenden Korps des österreichischen Generals Nostitz, eben in dem Momente an der berüchtigten Schelmenhöhle vorübergefahren seien, als Ghiraldina in derselben verweilte, daß Herrmann von Pazman, mit dieser Gegend bereits aus der Zeit seiner früheren Reisen bekannt, nachdem die ihn begleitenden Hußaren noch so glücklich gewesen waren, den von Vidocq zur Recognoszierung abgesandten Varlet aufzugreifen, der alten Gräfin den Vorschlag gemacht hatte, die Höhle zu besehen, und daß auf diese Weise Ghiraldina, ohnmächtig von ihm aufgefunden, und in das Zimmer dieses Bauernhauses geschafft worden sei, wo sie jetzt in den Armen ihrer Mutter erwachte, deren Bemühungen, sich mit Ghiraldinen von Ungarn aus nach Italien brieflich zu verständigen, und deren Reise nach Ungarn zu ermöglichen, durch die eingetretenen Kriegsunruhen fortwährend vereitelt worden waren.

— — — — — — — — — — —

Und nun erfolgten auch von Ghiraldinen Mitthei-

lungen über ihre letzten Schicksale — — — und sie stockte jetzt, als sie den Namen nennen sollte, des Mannes, der sie aus den reizenden Fluren der Isola bella in die düstern Räume der Höhle geführt hatte, wo Herrmann von Pazman sie fand.

Aber sie nannte ihm endlich den Namen — Louis, genannt Graf Lenoir . . . .

Herrmann's Augen flammten, als Ghiraldina diesen Namen nannte . . . .

„O! ich sah ihn, diesen Mann," rief er, — „ehe ich die Höhle betrat, wohin er Sie führte, arme Ghiraldina! — Ich sah ihn ferner auf dem Feldwege davon jagen, um unseren Klingen noch einmal zu entgehen . . So wissen Sie denn, dieser Mann hat Sie verrathen, verrathen — und nie wird er wiederkehren zu Ihnen, denn seine Sendung war, wie wir aus dem Munde seines elenden, von unserer Reiterei vor einer halben Stunde aufgegriffenen Helfershelfers Varlet, welcher im Auftrage Vidocq's nun nach Ungarn gehen sollte, erfuhren, in dem Augenblicke vollendet, als er, „der wahre Schelm," Sie im so benannten „Schelmenloche" abgesetzt und Sie Ihrem Schicksale überlassen hatte."

Ghiraldinen's Auge hing am Munde Herrmann's, und dieser fuhr fort:

„Und so wissen Sie denn auch, Ghiraldina, welche die wahre Gestalt dieses sogenannten Grafen Lenoir ist. Louis Piqueur, einst Sergeant im französischen Heere, durch Buonaparte's und Fouché's Gunst erhoben, diente beiden fortwährend als Kundschafter, als Emissär in Ungarn und Italien. Zuerst im Jagdschlosse des Grafen Arpad auftretend, verrieth der zufällige Verlust seines Taschenbuches, was ich bei seinem ersten Anblicke geahnt hatte, daß er im Solde des Polizeiministers Frankreich's stehe. — Auf Isola bella bethörte er Sie, und war, wie Varlet mit unverschämter französischer Naivität gesteht, das Werkzeug Napoleon's und Fouché's, war der Judas, der mit verstellter Liebe ihr Verhältniß zu dem Prinzen Beauharnais löste und Sie nun nach vollendetem Werke „als Schelm in der Schelmenhöhle" verließ."

Ghiraldina bedeckte ihre schönen Augen mit beiden Händen, das furchtbare Licht, diese Aufklärung, konnte ja die arme Getäuschte nicht ertragen . . .

Aber Herrmann von Pazman fuhr fort:

„Ungarischer Hochsinn ließ den schwarzen Mann aus Frankreich, dessen Name Lenoir bedeutungsvoll sich in le noir auflöst — am Jagdschlosse in den Karpathen entweichen — deutsche Faust wird aber die Unbild rächen, mit welcher er Italien's

Tochter täuschte und U n g a r n's Tochter zu täuschen s u c h t e."

„Ghiraldina! das Horn des Lelu ruft! — Jetzt folgen Sie dem U n g a r in das d e u t s c h e Lager!!!"

— — — — — — — — —

4.

Bei Raab — bei la belle Alliance — im Thale St. Helena.

Kaiser Napoleon stand am Höhenpunkte seiner Macht. Eine traurige Epoche für Oesterreich war gekommen.

Der Friede von Tilsit hatte den Krieg des französischen Kaisers gegen Rußland und Preußen zum Vortheile Napoleons geendigt.

Das Herzogthum Warschau war entstanden und von dem Dictator Europa's seinem Verbündeten, dem Könige von Sachsen zugetheilt worden, die von Napoleon hinterlistig bewirkte Thronentsagung der spanischen Bourbon's war erfolgt. Murat herrschte in Neapel, Hieronimus in Westphalen, der Papst war keine Stunde mehr seiner weltlichen Herrschaft sicher, Preußen war

gedemüthigt, und Rußland's Herrscher Alexander schien in Napoleon's Freundschaft eine persönliche Auszeichnung zu finden.

Nur Oesterreich stand noch, seines guten Rechts bewußt auf der deutschen Warte und bereitete sich, den einzigen möglichen Bundesgenossen in Spanien erwartend, zu neuem Riesenkampfe vor.

Der Held von Aspern, von welchem die Geschichte sagt, daß sie seit dem Prinzen Eugen zu keinem ihrer Führer mehr Vertrauen und Liebe gehabt habe, als zu ihm, stand nun als Generalissimus an der Spitze der österreichischen Armee.

Er rechnete in diesen Tagen der Vorbereitung zum neuen Riesenkampfe Oesterreichs gegen den Korsen ganz besonders auf die ritterliche Nation der Ungarn — und er verrechnete sich nicht.

Schon im Jahre 1805 vor dem ersten Einzuge der Franzosen in Wien, hatte der Erzbischof von Kalocza, Leopold, aus dem Hause der Kolonits, von denen auch ein wackerer Bischof vor hundert und zwei und zwanzig Jahren dem edlen Grafen Starhemberg, während der Belagerung Wien's durch die Türken, treu zur Seite gestanden war und viele Waisenkinder aus dem eroberten türkischen Lager als „Beute des Himmels" nach Wien geführt hatte, im Rathe der edelsten Ungarn die

schönen Worte gesprochen: „Ich habe 100,000 Gulden vorräthig; ich werde augenblicklich so viele Schulden machen, als meine Güter vertragen, und stelle dieses Geld zur Verfügung für das Vaterland, es soll nicht heißen, daß Ungarn nicht in der Lage war, seine Pflicht zu erfüllen, daß es in der Vertheidigung seines Königs zurückgeblieben ist!"

Ein Versuch des Kaisers Napoleon, die Ungarn zur Neutralität zu bewegen, wurde von der ritterlichen Nation mit edlem Unwillen, und wie der Geschichtsschreiber Ungarn's sagt, „scharf" zurückgewiesen.

... Und wieder rüstete nun im Jahre 1808 auch Ungarn gegen den Zwingherrn Europa's, zehntausend Menschen arbeiteten täglich an der Veste Comorn's und der König schrieb einen Reichstag nach Preßburg aus, wo die Krönung der neuen, schönen und jungen Königin Maria Ludovica von Este stattfinden sollte.

Das Krönungsgeschenk betrug 50,000 ungarische Dukaten und, wie der Geschichtsschreiber [1]) sagt, wurden auch, „mit ritterlicher Verehrung gegen das schöne Geschlecht, welche der ungarischen Nation von jeher eigen war, 20,000 Rekruten unter dem Titel einer Subsidie zur Deckung der Kriegsbedürfnisse votirt, damit der

---

[1]) Feßler's, Geschichte Ungarn's X. Band, Seite 716.

Feind die Monarchin nicht unvorbereitet finde, sollte ein jeder Edelmann Ungarn's, welcher 3000 Gulden Einkünfte hatte, als Reiter auf eigene Kosten in's Feld rücken, jener der weniger hatte, sollte zu Fuß dienen, oder sein Rüstzeug als Reiter von der Insurrektions-Cassa bezahlt erhalten.

Da standen die edlen Magnaten, Erzherzog Palatinus, der neuernannte Fürst Primas, Erzherzog Karl Ambros, ein junger Mann von schönen Geisteskräften, hochherzig und feurig der Judex curiae Josef Urményi, der Tavernikus der Magnatentafel, Josef Graf Brunßwick, der neue Personal Stefan Atzel, und der ungarische Graf Mailáth, — alle bereit, für den König und das Vaterland, Gut und Blut, Athem und Leben zu geben.

Der Erzherzog Primas machte zum Zwecke der Insurrektion eine Reise durch die oberen Komitate, und stellte als Obergespan des Graner Komitates ein ganzes Kavallerie-Regiment in's Feld, ein Gleiches that das Neutraer Komitat [1]).

Fürst Esterhazy lieferte zwei Eskadronen, und so ging es fort durch alle Komitate, überall wurden mehr

[1]) Beide Regimenter fochten die Siegesschlacht bei Aspern mit.

Soldaten zur Insurrektion gestellt, als es das Gesetz zur Pflicht machte, und auch an Naturalbeiträgen fehlte es nicht, so lieferte Graf Erdödy allein 10.000 Metzen Getreide.

Kaiser Napoleon aber zog jetzt — man schrieb das Jahr 1809 — mit seiuen Kolonnen wieder über die Grenze Oberösterreichs.

Die Gefechte bei Abensberg, Thaun und Eckmühl, der Rückzug der Oesterreicher bei Regensburg erfolgte. Napoleon zog abermals vor Wien.

Es war am 3. des Brachmondes im genannten denkwürdigen Jahre 1809, als der französische Marschall Davoust den Brückenkopf bei Preßburg berannte, welchen der kaiserliche General Bianchi mit höchster Tapferkeit vertheidigte.

Dreimal stürmten die Franzosen gegen die österreichischen Kanonen an, dreimal wurden sie zurückgeschlagen, dann folgte das Bombardement der Stadt, welches ihr aber wenig Schaden brachte.

Inzwischen stand vor den Bastionen des alten Jaurinum, oder Raab, die ganze ungarische Insurrection unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Palatinus.

Sie zählte 10.000 Reiter und 14.000 Mann Infanterie.

Erzherzog Johann, über Körmend her, aufrückend

vereinigte sich mit dem Insurrektionsheere vor Raab. Aber auch die Franzosen, durch die Schlacht von Aspern und durch die Angriffe am Preßburger Brückenkopfe geschwächt, sammelten neue Streitkräfte, und der Vicekönig Italien's Prinz Eugen Beauharnais, welcher mit der französischen Armee dem Erzherzoge Johann bis Gratz gefolgt war, wendete sich nun gegen Wien, um sich der großen französischen Armee unter den Mauern Wien's anzuschließen.

. . . Kaiser Napoleon ergänzte die Cadres seiner Heere, und dachte dem Erzherzoge eine Schlacht zu liefern. Vor Allem mußte daher das Insurrektionsheer bei Raab geworfen, über die Donau gedrängt und Raab erobert werden.

Den Befehl hiezu gab der Kaiser der Franzosen dem Prinzen Eugen Beauharnais.

Der 14. des Brachmonates war angebrochen.

Auf ungarischem Boden, auf dem Platze, wo einst der Fürst von Schwarzenberg sich den Raben, welcher dem Türken das Auge aushackte, für sein Wappen erstritten hatte, stand Erzherzog Johann mit dem Centrum der österreichischen Armee; am linken Flügel kommandirte der Palatinus.

Vom weitem Himmel sanken wie feurige Lanzen, die Strahlen der Mittagssonne auf die wehenden Fahnen

mit dem Doppeladler, und voll Begeisterung für ihren König und ihr Vaterland stürzten sich die ritterlichen Ungarn, als letztes Bollwerk, dem französischen Erbfeinde entgegen.

Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und der lustige Klang der Schlachtenmusik mischten sich mit freudigen Eljen-Rufen der begeisterten Streiter und den Donner der Kanonen. Dort bei dem Dorfe Szebadhegy und dem Meierhofe von Kis-Megyer, wo der Kampf am heftigsten wüthete, flog der junge Vicekönig auf einem weißen Roße seinen Reitern voran — ihm entgegen stürmten die wackeren ungarischen Hußaren mit ihren Standarten — an der Spitze der ersten Escadron der Deutsch-Ungar Herrmann von Pazman, den sein im Lager des Königs befindlicher Onkel Graf Arpad mit dem schönsten Säbel seiner Rüstkammer umgürtet hatte, welchen der junge Streiter jetzt voll Begeisterung für seinen König und sein Vaterland, dem Kampfesknäuel entgegen schwang, wo mitten im dichtesten Pulverrauche das Zentrum der Mordscene zu sein schien, in welchem Menschen, mit Menschen ringend, sich gegenseitig zerfleischten.

Dort hob sich auf einem schönen Rappen in seinen Steigbügeln ein langer Reiter in schwarzer Uniform, eisenbeschient, — es schien einer der sogenannten Eisen-

männer zu sein, welche Napoleon ausgerüstet und im Kampfe bei Aspern gebraucht hatte.

Er hob sein Schlachtschwert mit Macht, und schwang es über dem Haupte eines jungen Cornets, der ungarischen Insurrections-Cavallerie, welcher mit einem goldbedeckten Dollmann auf dem Leibe, auf falbem Ungarrosse gegen ihn heransprengte, und es ganz besonders auf diesen Eisenmann abgesehen zu haben schien.

Herrmann von Pazman faßte diesen schon von Ferne in's Auge — er erkannte ihn wohl diesen Reiter.

„Lenoir!“ rief er, dann sprengte er mit glühendem Racheburste gegen den schwarzen Mann heran, „Lenoir!“ rief er, „nun ist der Augenblick gekommen, in welchem deutsche Hiebe an dem falschen Franken für Ungarn und Italien Rache nehmen werden!“

Louis Lenoir hatte den heransprengenden jungen Grafen bereits bemerkt, aber der junge Cornet, welcher ihn im Kampfgewühle auch aufgesucht zu haben schien, ließ ihm keine Zeit sich Herrmann entgegen zu werfen, Hieb auf Hieb flog jetzt, wie der Racheengel Sankt Michael beugte sich der junge Cornet auf seinem bäumenden Rosse dem schwarzen Ritter entgegen, seine Augen flammten, sein Athem glühte, — jetzt sprengte Herrmann von Pazman zu seiner Hülfe herbei — aber in diesem

Augenblicke sank der junge Reiter in der glänzenden Husarenuniform von dem blitzenden Schwerte Lenoir's getroffen, aus dem Sattel seines Rosses zur Erde . . . neben ihm zersprang eine heransausende Granate in dem Kampfesknauel; Pulverdampf verhüllte die Scene — Trommeln wirbelten von Neuem, Trompeten schmetterten, das Knattern des Gewehrfeuers, der Kanonendonner, das Schreien und Fluchen der Streitenden, das Wimmern der Verwundeten, über welche die Räder der schweren Geschütze hinrollten, gaben ein furchtbares Bild der steigenden Verwirrung, die jetzt eintrat, als die Franzosen immer weiter vordrangen, das österreichische Heer aber zurückgedrängt wurde . . .

Als der Abend auf das Schlachtfeld niedersank, zogen sich die Oesterreicher nach Komorn zurück. General Mesko aber, von der Hauptarmee getrennt, nahm mit einem Theile des Insurrektionsheeres einen excentrischen Rückzug über Sárvár und Papa, wo er sich mit dem Insurrektionsheer wieder vereinigte, während die Franzosen sich zur Belagerung von Raab anschickten.

Oben am Weltendome, mit Miriaden, Sternen besäet, schwamm jetzt die ewige Lampe der Erde mit ihrem Silberlichte vorüber, und küßte mit ihren Strahlen die Tausende der Schläfer, welche auf dem Schlachtfelde ausgestreckt lagen.

Durch ihre Reihen ritt schweigend und tiefsinnig Prinz Eugen der Vicekönig Italien's und Sieger in dieser Schlacht.

Sein Auge senkte sich trübe auf die bleichen Gestalten, welche als neue Opfer der Eroberungssucht seines Stiefvaters auf diesen Feldern ausgestreut lagen.

Jetzt langte er bei einem Hügel an, wo auf einem Leichenhaufen auch der junge Cornet mit klaffender Hauptwunde ausgestreckt lag, welchen das Schwert Lenoirs zu Boden gestreckt hatte.

Sanft und lieblich waren die Züge des Hingeschlachteten auch im Tode geblieben — sein bleicher Mund schien zu lächeln, als ob er von dem Glücke eines früh vollendeten Lebenskampfes erzählen wollte — seine Rechte war auf sein treues Herz gedrückt, als ob er sagen wollte — es hat ausgeschlagen.

Prinz Eugen warf einen langen Blick auf die schöne Leiche . . . Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, — seine Lippen zitterten leise, aber sie nannten laut den Namen . . . Ghiraldina . . .

Sie war's, die hier als Leiche im schönen Waffenschmucke eines ungarischen Vaterlandsvertheidigers dalag. —

Das erste Todtenopfer für die Geschiedene war die

Perle, welche aus dem Auge des jungen Vicekönigs auf ihre bleiche Stirn niederträufelte.

— — — — — — — — — —

Die Liebe, welche der Verrath zum Treubruche verleitet hatte, hatte ihre Schuld abgebüßt! die weiße Rose lag mit ihrem Herzblute gefärbt zu Füßen des Versöhnten.

— — — — — — — — — —

Acht Tage nach dieser Trauerscene stand Napoleon I. in seinem Hauptquartiere, vor ihm jener Ungar, jener einzige der edlen Nation der Ungarn, welcher uneingedenk der großen Erinnerungen seines Volkes und ihrer ritterlichen Hingabe an ihren König, schon im Lager von Boulogne vor dem Kaiser der Franzosen gestanden war, um ihm Kunde zu geben, von der Stimmung im Lande Ungarn.

Bacsanyi, der einzige Unglückliche, welcher sich so weit vergaß die Proklamation in ungarischer Sprache zu schreiben, welche Kaiser Napoleon nach dem Siege bei Raab in Tausenden von Exemplaren vertheilen ließ, und worin er den Ungarn Frieden, Vollständigkeit ihres

Gebiethes, Achtung ihrer Institutionen, beständigen Frieden, Handelsverträge mit Frankreich, gesicherte Unabhängigkeit zusicherte, und sie aufforderte, sich auf dem Rakos zu versammeln, und sich einen neuen besonderen König zu wählen!

... „Und wie ward meine Proklation im Lande der Ungarn aufgenommen?" fragte er den Unglücklichen, der sie geschrieben hatte, „welchen Erfolg hatte sie?" und ein zweiter Judas Ischariot, starrte dieser lautlos vor sich hin.

„Keinen, Sire!" entgegnete statt seiner der General Davoust, welcher eben im Zelte des Kaisers eingetreten war, um Nachrichten aus den Cantonirungen der Armee zu bringen, „wo man eines Exemplares habhaft wird, liefert man es der Behörde ab [1]).

„Und welchen Erfolg hatte es," fuhr der Kaiser fort, „daß ich die Ungarn in den öffentlichen Blättern auffordern ließ, sich auf dem Rakos zu versammeln, und sich in der Person des Fürsten Esterhazy einen König zu wählen?"

Marschall Davoust zuckte die Achseln.

---

[1]) Geschichte der Magyaren des Grafen Mailath, 6. Band, Seite 153.

„Nun!" fragte der Kaiser gespannt.

„Man lacht darüber!"... versetzte der Marschall zögernd.

„Und der Fürst Esterhazy selbst?" fragte der Imperator weiter, und auf seinem Antlitze malte sich der Ausdruck der höchsten Erwartung.

„Der Fürst hat sich," berichtete Marschall Davoust weiter, „als Antwort auf diese Aufforderung Euer Majestät als echter, ritterlicher Ungar sogleich in's Hauptquartier seines Kaisers und Königs Franz I. begeben, und sich dort zum Militärdienste angeboten."

Jetzt wandte sich der Dictator Europa's unwillig zur Seite:

„Diese Nation ist zu stolz," sagte er, „um ihrem Könige unsertwillen treulos zu werden. — Wir werden unsere Adler bald wieder nach Frankreich zurücktragen."

Sechs Jahre nach diesen Unglückstagen des Magyarenlandes, am 17. Juni des Jahres 1815 stand Kaiser Napoleon mit seinem Generalstabe auf den Höhen von la belle Aliance, seine hellen Augen auf den mörderischen Kampf richtend, durch welchen sich der neue Atlas abermals mit letzter Kraft anstrengte, den Erdtheil Europa auf seine Schultern zu bringen, neben ihm stand mit gebundenen Händen der Besitzer von la belle

Alliance, Herr la Coste, welcher ihm über die Eigenthümlichkeiten des Schlachtbereiches Auskünfte geben mußte. Hinter dem Kaiser stand lautlos sein Generalstab.

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Ein Kanonendonner, furchtbar — wie man ihn seit der Schlacht bei Leipzig nicht mehr gehört hatte, denn hundert und fünfzig französische Feuerschlünde und die ganze Leibwache des Kaisers waren vorgerückt.

Auch Lord Wellington hatte alle seine Britten und Schotten in's Feuer geführt, er sprengte ihnen voran, und gab Proben persönlicher Tapferkeit.

Wie ein eiserner Keil brachen die geschlossenen Massen der alten Garde in die Cadres der Engländer, welche den Vortheil des höheren Standpunktes für sich hatten, wodurch ihre Kugeln mit größerer Sicherheit trafen, als die der Franzosen.

Ein Hagel von Kartätschen schmetterte in die Reihen der durch die Vertiefungen der Gegend auf die Engländer vordringenden Blauröcke; die Britten stutzten — wichen aber nicht, ihre Glieder schlossen sich in dem Augenblicke, wo eine Lücke entstanden war, und auch aus ihren Reihen flogen die vier und zwanzigpfündigen Kugeln in die Reihen der heranströmenden Franzosen.

Dreimal war ihre Stellung in Gefahr überwältigt zu werden, und wäre dies geschehen, so hätte ihre Flucht

durch den Wald von Soignes mit ihrer gänzlichen Niederlage endigen müssen,

Mit brittischer Kaltblütigkeit und ächtem Spartanermuthe bot Wellington daher Alles auf, sich zu halten, bis der wackere General „Vorwärts," der preußische „Grandhusar" Blücher, sein Wort gelöst haben, und mit seinen Reitern am Schlachtfelde eingetroffen sein werde.

Diese echt brittische Entschlossenheit fand ihren Gegensatz in der sich allmälig kundgebenden Niedergeschlagenheit des französischen Soldaten, der, zu allen Zeiten sich gleich, den Muth verliert, sobald er keine Fortschritte macht.

Dumpfes Schweigen trat an die Stelle des tollen Feldgeschrei's, womit die Franzosen zuerst herangestürmt waren, — die Krieger Napoleons fühlten sich ermattet, und wem von ihnen es möglich war, der schlich sich unter irgend einem Vorwande hinter die geschlossenen Batterien, die vom Schlachtfelde wegrollten.

Jetzt erkannte der große Dictator Europa's, daß seine Stunde gekommen sei. — Der Adler mußte siegen — oder f ü r i m m e r besiegt in den Abgrund stürzen . .

Er mußte den Sieg, der nicht kommen wollte e r z w i n g e n. Verstärkung auf Verstärkung sandte er in die Kampfesreihen der Seinen.

„Die Sachen stehen übel," berichtete ein Adjutant, schweißbedeckt auf ihn zusprengend.

„Vorwärts! Vorwärts!" war die einzige Antwort des Kaisers.

Dort brachte ein anderer Adjutant die Hiobspost eines Generals, „er könne sich in seinem Lager nicht länger mehr halten; er werde von einer Batterie zerschmettert."

„Weiß der General nicht," donnerte Buonaparte dem Adjutanten entgegen, „daß man solche Batterien nehmen muß?"

Dann wandte er dem Offizier den Rücken zu.

Jetzt brachte man einen gefangenen englischen Offizier vor den Kaiser.

„Wie stark ist das brittische Heer noch?" fragte Napoleon.

„Es wurde in diesem Augenblicke um 60,000 Mann verstärkt," antwortete der Britte und sein Auge ruhte auf dem Antlitze des Kaisers.

„Desto besser," antwortete dieser kalt, „je mehr ihrer sind, desto mehr werden wir schlagen!"

Dann wandte er sich zu seinem Adjutanten.

„Senden Sie eine neue Staffette nach Paris," — befahl er, „und melden Sie dem Senate: „Kaiser Napoleon hat gesiegt!"

„Dem Muthigen der Sieg!“ lispelte er dann vor sich hin und sprengte auf seinem weißen Rosse nach der andern Seite des Bivouac's, um mit seinem Fernrohre den Gang der Schlacht näher zu betrachten.

Lord Wellington wandte nun sein Auge wiederholt der Gegend zu, aus welcher das preußische Armeekorps marschiren sollte.

Die Minuten wurden zu Diamanten.

Aber mit dem Schlage fünf, den die Thurmuhr von la belle Alliance niederdröhnte, trat General Bülow an der Spitze von zwei preußischen Brigaden und einem Kavallerie-Korps aus dem Walde von Frichemont. —

Kaiser Napoleon blickte hin, hörte das Schmettern der preußischen Trompeten und das Wirbeln ihrer Trommeln — und erblaßte . . .

„Das sind die Preußen!“ rief einer seiner Offiziere.

„Wo denken Sie hin!“ rief der Kaiser dagegen, „ich sage Ihnen mein Herr, es sind unsere Brigaden, die vom andern Flügel durch den Wald dringen.“

„Verzeihung, Sire!“ entgegnete der Offizier, — „man kann durch das Fernrohr deutlich die Fahnen mit dem preußischen Adler wahrnehmen.“

„Und ich sage Ihnen,“ rief der Kaiser mit dem Fuße stampfend — „es sind Franzosen!“

Aber die Todtenblässe seines Antlitzes zeigte, daß er das, was er sprach, selbst nicht mehr glaubte.

In wenigen Minuten wälzte sich auch schon auf Befehl des Kaisers das sechste französische Armeekorps, mit dem Grafen Lobau an seiner Spitze, gegen die mit lustigen Siegesklängen heranstürmenden Preußen. — Ein mörderischer Kampf begann.

Dort aber über Ohain stürzte sich die zweite preußische Kolonne, geführt von General Ziethen, gegen die rechte Flanke der Franzosen.

Marschall Blücher sprengte ihr voran.

Jetzt galt es, das letzte „Schach dem Kaiser der Franzosen und König von Italien!“ zu biethen.

Noch stand seine Prätorianergarde — harrend des Kampfes — die letzten Triarier des verzweifelten Imperators . . .

Der Kaiser bildete aus ihnen die vierte Angriffs-Kolonne, und befahl ihr im Sturme nach dem Kampfplatze vorzudringen, indem er gleichzeitig allen Generälen den Befehl ertheilte, diese Bewegung zu unterstützen, weil von ihr der Sieg abhänge.

Von Marschall Ney geführt, warf sich diese Ko-

lonne in geschlossenen Reihen mit ganzer Macht dem Feinde entgegen.

Mit den Franzosen kämpfte jetzt die Verzweiflung — mit den Britten die Hoffnung ...

Wild und fürchterlich war der Anlauf der gallischen Kolonnen, aber fest und unerschütterlich standen die englischen und preußischen Vierecke mit vorgestreckten Bajonetten, hinter ihrem Rücken die scharfgeladenen Kartätschen, welche, sobald sich ein Viereck öffnete, ihr Feuer in die Massen der französischen Kavallerie spieen.

Jetzt stand die alte Garde, noch ein kleiner Haufe, umringt von den preußischen und englischen Reitern. —

„Streckt die Gewehre!" donnerte es in ihre Reihen:

Aber die Antwort lautete:

„Die Garde ergibt sich nicht — sie stirbt!"

Jetzt entwickelte sich ein furchtbares Blutbad.

Die preußischen Hußaren den Marschall „Vorwärts" an ihrer Spitze, warfen sich auf die Vierecke der Franzosen — Alles, was Widerstand leistete, wurde nieder gehauen, und was übrig blieb, stürzte in Verwirrung die Anhöhe hinab, um sich wieder zu sammeln.

Gleich einem reißenden Strome warfen sich die Engländer den Franzosen nach, die wie eine getriebene Horde Schaafe vor ihnen herjagten, jeden Widerstand

aufgebend. Vergebens donnerten die französischen Generale ihren Soldaten das militärische „Halt!“ entgegen, niemand achtete mehr darauf — vergebens raffte Napoleon die letzten Reste der alten und jungen Garde zusammen, um den letzten Versuch des Widerstandes zu machen — aller Muth war gebrochen — das: „Sauve qui peut!“ durchzitterte alle Reihen, und im Augenblicke gestaltete sich die ganze Armee zu einem unförmlichen Knäuel, der nicht mehr entwirrt werden konnte.

Jetzt verkündete Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, und lautes Hurrahrufen noch die Ankunft des Ziethen'schen Korps, welches in schönster Ordnung die terrassenförmigen Abhänge herabsteigt, und den Franzosen in die rechte Flanke dringt — ihre Niederlage ist vollendet . . .

Die Soldaten warfen ihre Waffen weg' die Kanoniere verlassen ihre Geschütze, und jagen auf abgesträngten Rossen davon — „Hier ist nichts zu retten, denken wir also darauf, uns selbst in Sicherheit zu bringen!“ ruft der geschlagene Kaiser der Franzosen, noch einen Blick über das Schlachtfeld werfend, seinem General-Major Bertrand zu, — dann gibt er seinem Pferde die Sporen, und ihm folgt sein Generalstab nach mit dem Wegweiser la Coste — auf dem letzten Wege der Flucht über Jemappe nach Charleroy. —

Der letzte Akt des großen historischen Trauerspieles ist ausgespielt . . .

Dort aber, wo das Schlachtfeld zu Ende lief an der Seite gegen den Wald von Soignes kämpfte im Dunkel der Mitternacht noch der letzte französische Reiter mit dem letzten auf dieser Seite entgegen stehenden Deutschen.

Einer der Eisenmänner Napoleon's war's — in der bekannten schwarzen Rüstung, Louis genannt.

Graf Lenoir, und sein Gegner war Hermann von Pazman, und der Moment war's, der Rache, die jetzt der Deutsch-Ungar an dem bösen Genius seiner Familie nahm, den er im Kampfeswüthen der Völkerschlacht aufgesucht hatte.

„Das für Ghiraldinen!" rief der junge Graf Hermann von Pazman, und das gute deutsche Schwert Hermann's schmetterte auf den Eisenhelm des schwarzen Mannes nieder, und schwer verwundet sank Lenoir in den Staub.

— — — — — — — — — — —

Als sich Feldmarschall Blücher und Lord Wellington bei la belle Alliance Abends als Sieger begrüßten — da wurde Louis, genannt Graf Lenoir, in dem von

dem preußischen Major Keller erbeuteten Wagen des Kaisers Napoleons als schwer verwundeter Gefangener vom Schlachtfelde geführt.

Einst in den Tagen der grauen Vorzeit war das große schöne Wien mit seinen Thürmen und Palästen noch die Hauptstadt der mächtigen Ostmark — Tuln war's, die jetzige kleine Stadt am großen Tulnerfelde, und Ennenkel in seinem Fürstenbuche singt von ihr:

„Tuln waz dez Landes hauptstat
als man michz tichten pat
darnach übir manich Jahr
wart ein Stat ze war
erpawen vnd hiez Vaviana
seit war sie schon umbmaurt ha
vnd wart Wianna genannt
alz si noch heut ist bechant
da rinnet Wazer nahe pei
zwar daz ist nicht namens vrei
daz wart' Tunnaw genant
alz ez noch heut ist bechant
enhalben mer es vnd bei dem Rein
erchennet man dez wazzer name schein
unterthalben pei der Stat

rinnet ein chlaines wazzer drat
daz ist Wienne genant
alz ez noch heut ist erchant
Nu ist mir laider nicht bechant
wie der haiden were genant
der herre dar inne wazz
war ich seins namen nicht laz
chund ich nu wol bedeuten
allen gueten leuten
vnd sagt gerne an diser vrist
wie Wiene her gestiftet ist
vnd auch Osterreich daz lant
daz ist mir en tail bechant
da von muz ich ein wenig sagen
mein zung wil ez nicht verdagen
Wien wap ein Haidenschaft
vnd het an lewten nicht die chraft
wann da nicht nur ein Hoff lag
vnd waz ein haiden der sein phlag
der Hoff wart der Perichhoff genant
er ist noch manchem wol bechant
wan sich der nam verchert hat
zu Wienn in der gueten stat
der hieze Vaviana
vnd lagen nicht mer heiser da

wann der Hoff besunder
da gie manich chunder
in einem Werde der lag dapei
swie derselb Werd nu ploz sei
do stunden doch peume an zai
in dem Werde überall
dar inne daz wilt het guelen mach
vil maniges man da laufen sah
der vie der haydenn genuch
vil maniches er nider stuech
dez mocht er da gern seinn
er stifft ein weniges statleinn
daz hiez er Vaviana
seit wart ez schon umb maurt da
vnd wart Wienna genant
seitit ez seu weiten bechant
Darnach wart ez so gestalt
daz sew cham in der Christengewalt
seit nach dez Haiden tot
alz ez der lieb Gott gepot
da sazzen die Christen vnd trachten
wie sew ein chirichen gemachten
do Gott inne würde geert
vnd sein grozzes lob gemert
do sprach der weisest vnder in

ir hercen hert meinen sin
mit hulden ich ez sprechen sol
die chirich stet nidert so wol
sam gegen dem werd auf der haide
do hat si schon augen waide
dired begund in allen
vil recht wol gevallen
do wart di gruntfest gegraben
vnd auch die chirich schon erhaben
vnd wart geweicht also here
in Sand Keuchprechz ere
alz sei noch heut ist bechant
in Wienne si di pharr wart genant."

Dieses Vaviana beherrschte aber bald die Umgegend und in ihren Bereich gehörte auch bald die herrliche Gegend der thermae austriae oder Panoniae — das jetzige Baden bei Wien . . .

Dort, wo einst das Schwert und der Schild des römischen Triarier's erklang, saust jetzt der Dampf der Lokomotive, und in dreißig Minuten durchfliegt das Dampfroß die sechs Stunden von der Vaviana bis zu den Thermen Pannoniens.

Da liegt nun eine Stadt, nein — eine ganze Landschaft von Sommergebäuden mit Villen jeden Styles,

und zahllose Omnibuse, und ganze Karavanen von Pferden und Lastthieren bewegen sich in diese paradisische Gegend hinaus, wo im eigentlichen Sinne „die Stadt" auf „dem Lande" ist.

Die warmen Quellen Badens, das schon den Römern bekannt, bringen dort Tausenden Heilung und Labung. 672 Fuß über der Meeresfläche am Fuße des Kalvarienberges entspringt aus dolomitischem Alpenkalke, Badens Hauptquelle „der Ursprung" genannt, und hier sprudelt das heiße Wasser so reich aus dem 19 Fuß tiefen Kessel, daß täglich bei 6000 Eimer geliefert werden.

Wunderbar und entzückend ist die Fernsicht gegen Sonnenaufgang auf die mit Dörfern besäete, vom Leithagebirge begränzte Ebene.

Aber der reizendste Punkt der herrlichen Umgebung Badens ist das schöne Helenenthal am westlichen Thaleinschnitte, bei den Ufern der Schwechat.

Zwischen niedlichen Schweizerhäusern und prächtigen Sommervillen schweift der Blick an den Eingang des Thales St. Helena.

Links auf schroffen Felsen ragt die Ruine Rauheneck — ein schönes Nachtbild und Erinnerungsmal der Vergangenheit, — und ein Lichtbild einer neuen Aera hebt sich unter ihr am Fuße des Clinskogels die herrliche Weilburg, hervorgezaubert durch die Hand des

großen unsterblichen Siegers von Aspern, Erzherzogs Carl.

Von dieser Burg führt ein Fußsteig vom rechten Ufer der Schwechat durch dunkle Wälder und auf frische Wiesen zur sogenannten Antonsgrotte und ein Seitenweg durch den Kohlgraben auf den großen Berg, „das eiserne Horn“ genannt, mit seiner herrlichen Fernsicht in's Land, am Flußufer führt der Fußweg zu den Krainerhütten und weiter nach Heiligenkreuz. Am rechten Ufer beginnt die Fahrstrasse mit einem Tunnel durch den sogenannten „Urtelstein“ einem Felsen, der früher den Endpunkt des Thales machte.

In diesem Helenenthale wagte es im ersten Frühlinge nach den Kriegswirren, welche Europa von einem Ende bis zum andern erschüttert hatten, von einer Menge freudig bewegter Menschen.

Alles fühlte, daß eine neue Zeit des Friedens und der wiederkehrenden Ruhe angebrochen sei, daß die Völkerfamilien Europa's nun wieder frei seien von den ehernen Fesseln, mit denen sie der Zwingherr an der Seine belastet hatte . . .

Der „Bellerophon“ hatte die besiegte Chimäre an die Küsten Brittaniens getragen, auf dem Felsen jenseits des Gleicher's saß der Prometheus angekettet.

Es war eben am 5. Mai, als im Helenenthale,

eine Trauerweide ihre langen Zweige über einen todtbleichen Mann bog, der geistig und körperlich schwer verwundet von den Händen zweier Diener unter diese Trauerweide gelegt wurde, damit er noch einmal vor seinem Scheiden das Bild der majestätisch untergehenden Sonne in die fernen Berge schaue.

Der Mann war, wie seine Sprache verrieth, ein Ausländer, und seine Kleidung zeigte einen der französischen Gefangenen, denen die österreichische Regierung den Gebrauch der Schwefelquellen des schönen Badens gestattete, damit sie die zu ihrer Heimkehr nöthige Stärkung und Gesundheit wieder fänden.

Der Mann, todtenbleich, und tiefen Schmerz in seinem Antlitze tragend, nannte sich Louis Lenoir, und sein Auge schweifte bang im Kreise umher, seine Lippen zitterten, er schien den Menschen von einem langen, verfehlten, der Lüge und Treulosigkeit geweihten Leben erzählen zu wollen — jetzt lauschte sein Ohr, sein Herz pochte, sein Auge flammte — — denn dort, an dem Helenenthale vorüber, flog ein Wagen, ein schöner, junger Krieger saß darin im deutschen Waffenschmucke, an seiner Seite eine schöne junge Dame im National-Kostüm Ungarn's.

Der sterbende, gefangene Franzose erkannte die beiden Gestalten gar wohl: „Hermann!“ lispelte er.

Dann warf er einen unendlich traurigen Blick auf die schöne Dame im Wagen:

„Helena!“ — war sein letztes Wort.

Dann starrte sein brechendes Auge in den Flammenball der im Westen niedersinkenden Sonne . . .

Der Engel des Todes küßte leise seine Stirn und der Gefangene im Thale Sanct Helena hatte vollendet.

— — — — — — — — — — — —

Der Wagen aber, in welchem Hermann von Pazman und Helena vorüberfuhren, rollte der großen Hauptstadt des deutschen Aares entgegen, und als die herrliche Sonne des neuen Tages das Kreuz des majestätischen St. Stephansdomes mit ihrem Feuer vergoldete, und die metallenen Zungen des uralten Thurmes den neuen Morgen verkündeten, da trat der edle Deutsche Hand in Hand mit der edlen Tochter Ungarns, durch Gottes Hand zum nimmer endenden Bunde vermählt, aus der geweihten Stätte, und während die Orgelklänge im Dome das: „großer Gott, dich loben wir!“ sangen und die Wolken der Nacht, wie der Riesenmantel des „schwarzen Mannes“ im Westen zerrissen, rief Arpad, der alte, herrliche, mannhafte Magnat seinen neuvermälten Kindern, Hermann und Helene im Portale des

Stephansdnmes segnend zu: „So sei's fortan: „„Deutschland und Ungarn im ewigen Bunde vereinigt, und der Doppelaar schirmend über Beide!““

— — — — — — — — — — —

Ende.

Die Speculation.

Novelle

von

Ernst Fritze.

Erstes Capitel.

Dem Actienwesen mit seinen gewaltigen industriellen Kräften und seinem kolossalem Gewinne verdankte Herr Adam seinen Reichthum und den Besitz eines der schönsten Rittergüter im Mittelpunkte der fruchtbarsten Provinz der preußischen Monarchie. Seine Speculationen hatten sich seit langen Jahren so wohlberechnet erwiesen, daß man sich versucht fühlte ihn mit einiger Ehrfurcht zu betrachten und ihm durch die scherzhafte Benennung „der Actienkönig" eine Art huldigender Anerkennung zu verleihen.

Herrn Adams nüchterner praktischer Sinn zeigte sich in seinen Geschäftsunternehmungen mehr einem echten Sohne Albions ähnlich als einem Deutschen, und die großartige Ruhe und Besonnenheit, womit er sich stets an die Spitze umfangreicher und weitver=

zweigter Actiennnternehmungen stellte, verschaffte ihm ein volles Vertrauen unter denjenigen, die mit kleinen Mitteln der Vereinigung von Privatkräften beitraten, um ihre Ersparnisse ohne große Mühen und Anstrengungen zu vervielfältigen. Herr Adam entsprach diesem Volksvertrauen vollkommen. Er war der abgesagteste Feind alles Actienschwindels, und seine seltene Offenherzigkeit für solche Fälle hielt die Anstifter riskanter Speculationen fern von seiner Sphäre.

Nachdem er durch Jahrzehende hindurch für seine eigene Kasse sowohl, als für das Gemeinwohl vieler Tausende von Menschen gewirkt hatte, zog er sich von dem Geschäftsbetriebe zurück und lebte als „Actienkönig“ — inmitten einer Landschaft, die durchweg von Edelleuten auf Stammgütern bewohnt war — bequem, glänzend nnd gastfrei auf seinem Gute Bohrendorf.

Herr Adam, rechtlich durch und durch, ein trefflicher Mann, ein liebevoller Gatte und Vater und ein zuverlässiger Freund, hatte aber doch eine bedeutend schwache Seite. Er liebte den Adel und konnte es nicht überwinden, daß er trotz seiner prächtigen Lebensstellung kurzweg und plebejisch „Herr Adam“ hieß, während seine Herren Nachbarn mit volltönenden Namen Prunk treiben konnten. Es reizte ihn zum höchsten Aerger, wenn er einem Blicke stiller Verwunde-

rung bei der Vorstellung fremder Herrschaften begegnete, die hinter seiner noblen Außenseite eher einen Grafen als einen schlichten Herrn Adam vermuthet hatten.

Hätte er Söhne gehabt, so würde er Alles daran gesetzt haben den Briefadel zu erlaugen, allein der Himmel hatte ihn nur mit drei Töchtern gesegnet, wovon die älteste eben in ihr achtzehntes Jahr getreten war und die beiden jüngeren zur Zeit in einem berühmten Erziehungsstifte verweilten. Im Stillen hatte Herr Adam auf Bohrendorf den Schwur abgelegt seine Töchter, mit einer reichen Mitgift, nur an Abkömmlinge aus alten, dem höhern deutschen Adel angehörenden Familien zu verheiraten und er stieß bei diesem Plane für jetzt auf keine Schwierigkeiten, da Fräulein Fanny Adam, die erste heiratsfähige Tochter des „Actienköuigs," sehr bereitwillig war, anf alle Fälle lieber eine gnädige Frau zu werden, als ihr kleines stolzes und übermüthiges Herz durch die bürgerlichen Vortrefflichkeiten eines bürgerlichen Mannes gewinnen und überrumpeln zu lassen.

Warum sollte Herr Adam also fürchten mit diesen leidenschaftlichen Wünschen zu scheitern, da ihm bis dahin Alles im Leben geglückt war? Er gehörte zu den geborenen Speculanten, wußte jede Unterneh-

mung am rechten Ende anzugreifen und bewahrte sich stets diejenige Ruhe, die bei wankenden Aussichten noch überlegungsfähig bleibt. Mit dieser Ausstattung von Geisteskraft und Gemüthsruhe begann er die Zukunft seiner Tochter Fanny ins Auge zu fassen und die nothwendigen Schritte zu überlegen, die ihn zum gewünschten Ziele führen konnten, als sich plötzlich eine Gelegenheit darbot, seine Wünsche zu realisiren.

Es lag wohl in der Natur der Sache, daß seine Vorbereitungen dazu weder dem Auge seiner Frau, einer ruhigen, sehr bequemen Dame von mittelmäßigem Verstande und halb fertig gewordener Bildung, noch den Blicken seiner lebhaft denkenden und sprechenden Tochter Fanny entgingen und da Beide einverstanden mit den väterlichen Plänen waren, so blieb eine vertrauliche Besprechung derartiger Schritte zuletzt auch nicht aus. Fanny, blühend, hübsch, hinreichend gut erzogen, erfahren in den nöthigen Toilettenkünsten um sich repräsentabel zu machen und ausgestattet mit vieler Liebenswürdigkeit, die nur den Fehler hatte allzubürgerlich zu erscheinen, zweifelte in richtiger Anerkennung ihrer äußern und innern Vorzüge keineswegs an günstigen Erfolgen und sie fühlte die exemplarische Haltbarkeit der väterlichen Anordnungen in jeder Hinsicht so klar heraus, daß sie sich unbedingt denselben ergab.

Nur einmal stutzte das junge Mädchen einen einzigen Augenblick, als ihr Vater mit ruhigem Lächeln ihr die Weisung ertheilte, nach der Residenz des benachbarten Großherzogthums zu fahren und sich von dort die Tochter des Baron von Harrowitz, welche eine Jugendfreundin von ihr war, zum Besuche zu holen.

„Papa — was soll Elfriede hier?“ fragte Fanny betroffen. „So lieb ich mein Friedchen habe, so möchte ich doch jetzt nicht in der Laune sein, sie gehörig zu schätzen.“

„Fräulein Elfriede wird dies auch nicht von Dir verlangen, mein Kind,“ entgegnete Herr Adam, „ihre Hingebung für Dich soll ein Relief sein, weiter nichts. Die junge Dame ist mir höchst schätzenswert erschienen durch ihren esprit de corps. — Diese ausgeprägte Eigenthümlichkeit macht ihre Freundschaft für Dich zu einem bedeutenden Mitkämpfer.“

„Mein Gott, sollte das nöthig sein?“ fiel Fanny etwas ärgerlich sein, indem sie mit einem Blicke hochmüthigen Uebermuthes ihre volle schöne Gestalt im Spiegel musterte. „Liegen nicht kampffähige Elemente in meiner Persönlichkeit? Glaubst Du so starken Vorurtheilen zu begegnen, daß mein künftiger Gemal meine bürgerliche Abkunft —“

„Mein Kind," unterbrach Herr Adam sie majestätisch lächelnd, „bei jeder Speculation muß man das pro und contra ins Auge fassen und die erlaubten Mittel richtig anzuwenden suchen. Fräulein Elfriedens Freundschaft läßt sich jetzt vortrefflich verwerthen —"

„Aber der Vergleich mit ihr könnte mir mehr schaden als nützen," fiel Fanny etwas bedenklich ein.

„In diesem Falle nicht, mein Kind. Der junge Edelmann, welcher, beiläufig gesagt, ein vortrefflicher sittenreiner Cavalier ist, muß durch eine reiche Heirath seine Lebensstellung sichern. Er ist schwer daran gegangen seine Wahl einer Lebensgefährtin von diesem Materialismus abhängig zu machen, aber die Noth bezwang seinen ritterlichen Idealismus, der sich herbeiließ nach altmodischen Grundsätzen die Liebe bei einer ehelichen Verbindung nothwendig zu finden. Er interessirt sich jetzt für Dich."

„Ohne mich zu kennen?" warf Fanny beklommen ein. Ihr Herz wallte etwas stärker bei dem Gedanken an ihres Bewerbers ideal ritterliche Huldigung.

„Die Schilderung Deiner Persönlichkeit hat seine Phantasie entflammt und er ist geneigt Dich als Hauptsache und Deine Mitgift als eine erfreuliche Nebensache zu betrachten."

„Und wenn die Schilderung der Wahrheit nicht entspricht, wenn seine Phantasie erkaltet bei meinem Anblicke?“

„So hat er uns einen Besuch gemacht, den er nicht über das gewöhnliche Zeitmaß einer steifen Visite ausdehnen wird.“

Ein leichtes Unbehagen schien Fräulein Fanny zu durchrieseln. Was ihr bis dahin als ein annehmbares Geschäft erschienen war, erhielt durch diese Wendung des Gespräches den Charakter eines gewagten Unternehmens, bei dessen Fehlschlagung sie compromittirt werden konnte. Was sie bis dahin als einen Act im menschlichen Verkehre betrachtet hatte, dessen Entwickelung sie mit behaglicher Ruhe abwarten wollte, trotzdem sie als Hauptperson agirte, das gewann durch die plötzliche Aufklärung über ihres Bewerbers Ansichten und Vorsätze eine Beimischung von ängstlicher Spannung.

Sie kam sich wie eine Spielerin vor, die auf einen Wurf Leben und Tod erzielen sollte und in dieser tragischen Stimmung umschlang sie den Hals ihres Vaters und rief:

„Vater — laß uns diesen Plan aufgeben — mir wird bange!“

Herr Adam lächelte mit der Sicherheit eines sieggewohnten Feldherrn.

„Sorge Dich um nichts, sondern fahre wohlgemuth hinüber zum Baron von Harrowitz, der seiner Tochter sicherlich sehr gern einen Aufenthalt von drei Wochen beim reichen Adam, dem Actienkönig, gestatten wird.“

Zweites Capitel.

Wir sind genöthigt, uns vom Gute des Herrn Adam in Bohrendorf nach einer preußischen Festung zu verfügen, die auf der Eisenbahnlinie ungefähr zwei bis drei Stunden von diesem Dorfe entfernt liegt und bitten den Leser uns in ein gut gebautes Haus dicht am Eingange der kleinen ernsthaft aussehenden Stadt zu folgen.

In einem hellen, von dem grellen Sommersonnenscheine übermäßig durchleuchteten Zimmer saßen dort zwei junge Männer, beherrscht von den Empfindungen, die ein eben beendetes Gespräch über ihre Seele ergossen hatte.

Der Jüngere dieser Herren, ein Baron Ewald von Escherode, lehnte im Sopha. In seinem Mienenspiele waren die Nachwirkungen eines demüthigenden

Geständnisses sichtbar, während sein Freund, ein Artillerielieutenant Brisek, hart mit einer innerlichen Entrüstung kämpfte und dabei von Zeit zu Zeit einen Blick voll Mitleid und Verdruß auf den Baron warf, dem er gegenüber saß.

Brisek war der Bewohner des hübschen Zimmers, das neben einer charakteristischen Einfachheit die höchste Sauberkeit zeigte, welche sich bis auf den alten Uniformrock, den er trug, erstreckte, der vom Paraderocke bis zum Hausrocke degradirt war. Der Baron zeigte in seiner Kleidung jene feine Eleganz, die dem gewesenen Militär gewöhnlich auf Lebenszeit treu bleibt und ihn von der Geckenhaftigkeit der Mode fern hält. Er war augenscheinlich mehrere Jahre jünger als Brisek, hatte außerdem den Vorzug schöner zu sein und bildete in seiner ganzen Erscheinung das Muster einer ritterlichen Noblesse, während sein Freund nur den Eindruck eines edeln charaktervollen Mannes machte.

Jetzt, wo der Schleier der Beschämung die aristokratisch stolzen Züge des Barons einigermaßen verunstaltete und die Erwartung eines herben Tadels seinen Nacken etwas beugte, trat die stattliche Männlichkeit Briseks triumphirend hervor, als derselbe aufstand und mit festen hallenden Schritten mehrmals das

Zimmer durchmaß. Dann blieb er stehen und fragte ruhig:

„Hast Du Dich nicht ein einzigesmal an unsere Vorsätze erinnert, Ewald, als Du den ersten Entschluß zu dieser Heirath faßtest?“

„Ich habe mich erinnert, allein es blieb mir kein anderer Ausweg,“ erwiederte der junge Mann sehr ernst.

„Hättest Du ganz vergessen, wie empört wir waren, wenn wir die heiligsten Empfindungen des Menschen durch den Wuchergeist der Zeit beeinträchtigt sahen?“

„Ich hatte nichts vergessen!“

„Ist Dir nichts eingefallen, was wir über die Nichtigkeit der Lebensverhältnisse festgestellt hatten?“

„Es ist mir eingefallen!“

„Hast Du nicht daran gedacht, welche Schwüre wir damals auf jener Höhe tauschten, wo wir allein, erhaben über alle irdischen Elemente, vom Abendgolde umflogen, weilten und die Kraft in uns erwachen fühlten besser und edler zu handeln und zu leben wie die armen Bethörten, welche, im Dunstkreis ihrer anerzogenrn Begriffe von Nothwendigkeit und Bedürfniß, lieber schmachvolle Unterwerfung als kühnen Kampf wählen?“

„Ich habe daran gedacht!“

„Und doch erlagst Du dem ersten Angriffe, den die Wirklichkeit auf unsere phantasievollen Lebensansichten wagte?“ „Die Noth zertrümmerte meine Phantasie und stellte sie mit ihren Gebilden ins Reich der Phantome,“ entgegnete der Baron mit bitterm Tone. „Deine Vorhaltungen würden gerecht sein, Richard, wenn Leichtsinn meine Schritte geleitet hätte, aber sie sind von der Nothwendigkeit geregelt. Setze Dich an meine Stelle! Mein Vater stirbt in dem Glauben die Zukunft seiner Kinder sei gesichert und die Ehre seines Stammes ganz ungefährdet. Statt dessen übersteigen seine Schulden, die er, ein Freund der Repräsentation, leichtsinnig gemacht hat, sein Vermögen dermaßen, daß der völligste Ruin, und zwar unter schmählichen Nebenumständen, unausbleiblich ist, wenn nicht sein ältester Sohn das Opfer bringt durch eine reiche Heirath, die ihm dargeboten wird, Alles das zu erretten, was sonst unwiederbringlich verloren ist. Nun — Richard? Ich habe vier unversorgte Geschwister!“ Der Strahl einer innern Begeisterung färbte bei diesen Worten plötzlich sein Gesicht und durchströmte sein schönes dunkles Auge mit einer überirdischen Energie.

Brisek betrachtete ihn schweigend. Seine Lippe zuckte von dem Kampfe seine innere Bewegung zu be=

wältigen und seine Hand streckte sich der Freundeshand entgegen.

„Verzeihe, Ewald —,“ sprach er leise und drückte des Barons Hand innig. „Und was ist der Kaufpreis dieser edeln Hand?“ fragte er nach einer langen Pause eben so leise.

„Einhundertzwanzigtausend Thaler!“ entgegnete der junge Edelmann ernst und gemessen. Der Lieutenant fuhr zurück und wiederholte voller Schrecken die für ihn ungeheure Summe.

„Sechszigtausend Thaler baare Mitgift und sechszigtausend Thaler Credit zu jeder Zeit, wo ich ihn brauche. Der Vater dieses Mädchens will sich dadurch einen Edelmann reinsten Wassers als Schwiegersohn erkaufen. Die „Eschenrodes“ conveniren ihm und mir dient sein Kaufpreis — wir kamen uns auf halbem Wege entgegen und unser Unterhändler, ein Ehrenmann, hatte leichtes Spiel die Bande zu knüpfen, welche den reichen Bürger mit dem armen Edelmanne vervollständigen sollen.“

Brisek starrte nachdenklich vor sich hin. Sein kaum sichtbares Kopfschütteln verrieth noch immer seine Unzufriedenheit, allein er wagte es kaum derselben Worte zu geben. „So ganz prosaisch!“ murrte er endlich. „So ganz offen Wucher mit Deinem Stande

und mit Deiner Geburt zu treiben, um als Zinsen vom gewagten Einsatze einen gestörten Lebensfrieden zu genießen! Ewald, Ewald, mir ahnet Unglück! Du erträgst diese Herabwürdigung nicht! Dein poetisches Gemüth rebellirt, wenn es vielleicht zu spät ist."

„Sieh' nicht zu schwarz, Richard. Der Zufall vermittelt vielleicht mein Glück, indem er die Nothwendigkeit mit meinen Wünschen in Einklang bringt."

„Wer möchte darauf bauen, mein Freund!"

„Fräulein Fanny soll gut und schön und dabei von tadellosem Rufe sein."

„Genügt das dem Herzen, welches idealen Lebensanschauungen huldigt?" fragte Brisek sehr bedeutsam. „Wäre sie häßlich — was thäte das? Wenn nur Herz zum Herzen spräche."

„Warum soll ich der Hoffnung entsagen, daß sich unsere Neigungen begegnen?" fragte der Baron sehr geduldig vor sich niedersehend. „Unser Arrangement ist zweckmäßig getroffen. Mißfalle ich der Familie oder auch nur dem Fräulein, so erfolgt keine Einladung, daß ich „bleibe" — meine Verabschiedung ist sonach kein Korb. Genügt sie meinen Anforderungen nicht, so besehe ich das ausgezeichnete Gewächshaus des Herrn Adam und „verschwinde!" Bleibe ich zu Tische, so nimmt man dies als eine ausgesprochene Werbung an

und erzeigt mir Gastfreundschaft auf so lange Zeit, wie ich zur nähern Bekanntschaft nöthig finde."

„Gebunden bist Du also gleichsam nach dem ersten Erblicken?" fragte Brisek mißbilligend. Der Baron stutzte. Er hatte eigentlich im Sinne auf jeden Fall und vorsätzlich als gebunden sich zu betrachten, wenn sich Fräulein Fanny nicht geradezu gegen ihn erklären sollte, was er im Grunde nicht fürchtete.

„Ja," antwortete er schnell. „Als Mann von Ehre bin ich zu einer Erklärung verpflichtet, so wie ich zu Tische bleibe."

Brisek seufzte schwer und versank wieder in jenes brütende Sinnen, das mehr Trauer als Freude verräth.

Baron Escherode erhob sich, schloß rasch den obersten Knopf seines grünen Jagdfracks, griff nach seiner Mütze und der Reitpeitsche und trat dann ganz dicht an seinen Freund heran. Dieser schaute auf. Ihre Blicke trafen einander. Der etwas größere Brisek legte seine Arme um Eschenrode und eine eigenthümliche Ironie mischte den Ausdruck, womit er fragte:

„Also, Du gehst darauf aus zu lieben?"

„Mit dem festesten Willen!"

„Du schwörst derjenigen Treue, die Du findest, ohne sie gesucht zu haben?"

„Mit freiem und ruhigem Herzen!"

„Du wirst ein philisterhafter Bauer, respective Gatte, Vater und Schwiegersohn?"

„Meine Kräfte werden hoffentlich dazu ausreichen, wenn ich auf meine Geschwister blicke."

„Geh mit Gott! Ich bin Dein Freund —! Der Telegraphendraht sei Dein Trost, wenn Du Dich hilflos findest und das einzige Wort: „Komm!" wird mich zu Dir führen, so wie Du mich gebrauchst. Ewald — ich bin Dein Freund — vergiß dies nicht!"

Ein Händedruck und sie schieden.

Drittes Capitel.

Das Dorf Bohrendorf lag nicht ganz reizlos und was die Natur vielleicht der Gegend versagt hatte, das ersetzte die Kunst. Prächtige Parkanlagen ließen den natürwüchsigen Wald nicht vermissen und die brillante Ausstattung des großen Gartens mit Tropengewächsen aller Art konnte leicht zu dem Irrthum führen, man befinde sich unter einem andern Himmelsstriche als wo Deutschland und namentlich Preußen liegt. Das Wohnhaus war einfach bürgerlich von außen. Weder ruinenhafte Thürme, noch Mauern sprachen von alten Geschlechtern. Schlicht und gerade erhoben sich die Wände der Façade, die nach dem Garten gerichtet war und nur ein sehr breiter, bequem eingerichteter Balkon, mit hohen Granatbäumen besetzt, gereichte derselben zur Zierde. Unmittelbar an diesen Balkon schloß

sich ein großes, geräumiges Gemach, das unter dem Namen „der Gartensalon“ florirte. In seiner ganzen Breite vom Balkon bezeichnet, waren die beiden Seitenwände mit Divanen, Polsterstühlen und Fauteuils besetzt, vor denen elegante Tische mit und ohne Mamormorplatten standen.

Andere Möbel zeigte der Gartensalon nicht auf, aber man konnte sich dennoch nichts Reizenderes und Bequemeres denken als ein geselliges Zusammentreffen in diesem Zimmer mit seinen schnell wechselbaren Rolltischen und Sesseln. Es wurde dort gefrühstückt, der Nachmittagskaffee eingenommen und Thee getrunken, während es Mode war die Mittags und Abendmahlzeiten in einem besonders dazu eingerichteten Zimmer abzuhalten. Acht volle Tage nach dem Gespräche zwischen Herrn Adam und seinem Fräulein Tochter zog die Sonne ganz absonderlich heiter vom östlichen Horizonte nach dem Zenith herauf und streuete ihren Glanz über die Gartenanlagen des Bohrendorf'schen Rittergutes. Laue Lüftchen kühlten ihre Gluth und leichte, weiße Wölkchen hüllten schäckernd ihr Licht ein, wenn sie gar zu heiß auf den blühenden Gewächsen ruhen wollte. Unter den Purpurblüthen der Granatbäume saß eine Frauengestalt mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, von welcher ihr Blick oftmals

sich hob, um mit Entzücken in die Ferne und über das dichte prächtige Grün des Parkes zu schweifen. Fräulein Elfriede von Harrowitz war seit achtundvierzig Stunden ein Gast im Adam'schen Hause und sie schwelgte unter dem Reize der Neuheit, von Träumen heiterer Art umschwirrt, in der Schönheit der künstlichen Natur, die sich vor ihren Blicken entfaltete.

Das Frühstück war vorüber. Ihre Freundin Fanny hatte sich mit schelmischem Lachen zurückgezogen, um „Toilette zu machen," worüber sich die junge Dame, die den Anzug der Freundin hinreichend schön fand, zuerst wunderte, um es dann in den Hintergrund ihrer Seele zu schieben.

Von Natur zu jener heitern Lebensauffassung geneigt, die sich in scharfer Kritik wohlgefällt, belächelte sie im Stillen die prahlerische Art des Herrn Adam, auf englische Sitte ein Haus machen zu wollen und sie enthielt sich grundsätzlich von dem eingeführten Gebrauche zum Mittagstische en famille nochmals sich umzukleiden.

In beschränkten, aber durchwegs noblen Verhältnissen aufgewachsen, erschien der jungen Dame ein solches Verfahren als eine Verschwenduug, der sie sich nicht anschließen wollte aus nothwendiger Sparsamkeit. Einfach, doch vornehm in Haltung und Geberde, stand sie neben der verwöhnten Freundin da, ohne Neid ihre Kost-

barkeiten bewundernd. Daß sie bisweilen mit Unbehagen die stark aufgeputzten Damen des Hauses betrachtete und nicht ohne Verlegenheit den Hintergrund des Zimmers suchte, wenn Besuch eintrat, war zu natürlich, um ihr zum Vorwurfe zu gereichen. Ihre Bescheidenheit ging mitunter auch nicht so weit, sich ohne Weiteres zur Demuth zu bequemen und sie nahm geflissentlich den Platz in Anspruch, der ihr, ihrem Stande nach, gebührte. Achtundvierzig Sunden waren nur nöthig gewesen, um sie von solchen kleinen Conflicten zwischen arm und reich zu unterrichten, aber sie hatte auch innerhalb dieser achtundvierzig Stunden die Kühnheit erlangt, gegen jede Großthuerei des Reichthums in die Schranken zu treten.

Ganz ihrem harmlosen Wohlbehagen hingegeben, beachtete das junge Fräulein es nicht, wie ungebührlich lange ihre Freundin sie allein ließ.

Endlich erschien sie und zwar in so vollem Glanze, daß Elfriede mit dem Ausdrucke einer übernatürlichen Verwunderung ihre Augen weit öffnete, um sie zu betrachten. Fanny, vou ihrer sorglosen Selbstzufriedenheit verblendet, hielt das starre Anstaunen für wohlverdiente Bewunderung und rief mit wohlgefälligem Lächeln:

„Gefalle ich Dir, mein Friedchen?“

„Wenn Du zum Balle gehen willst, ja," entgegnete die junge Dame mit ruhigem Spotte.

„Bewahre — nicht zum Balle!" schäckerte Fanny, schelmisch den Kopf von einer Seite zur andern neigend. „Es hat jedoch eine besondere Bedeutung, daß ich diesen Anzug gewählt habe. Soll ich Di'rs vertrauen! Ich gehe auf Eroberungen aus!"

„So? Haben wir Gesellschaft zu Mittag zu erwarten?" fragte Elfriede kaltsinnig ihre Blicke auf ihre Arbeit niedersenkend.

„Nur einen Herrn! Meine ganze Zukunft hängt davon ab, daß ich ihm gefalle!"

„Also eine Freiwerberpräsentation — oder der zukünftige Bräutigam selbst?" fragte Elfriede etwas neugierig,

Fanny nickte.

„Wenn Dein Bewerber ein vernünftiger Mann ist, so muß er Deinen Anzug für eine lächerliche Ostentation erklären, Fanny," sprach das junge Mädchen hierauf. „Ich rathe Dir etwas weniger nackte Schultern und Arme zu präsentiren und die rothen Atlasagraffen von dem ohnehin schon ballmäßigen weißen Kleide abzunehmen."

Fräulein Fanny Adam, die sich ungeheuer viel auf ihren Geschmack einbildete, stand ganz verblüfft und

schauete ihre Freudin an. Hatte sie Recht oder Unrecht? Ganz im Hintergrunde ihrer Seele regte sich eine Stimme, die ihr Recht gab.

„Meinst Du, daß ich mich umziehen soll?“ begann sie nach einer minutenlangen Pause.

„Unbedingt meine ich das und rathe Dir recht züchtig verhüllt zu erscheinen!“ erklärte Elfriede gutmüthig die runden weißen Arme ihrer Freundin streichelnd.

Fanny ging diesem Befehl gehorsam zu sein und Elfriede sah ihr kopfschüttelnd nach. Ihre Gedanken fielen auf das eben erhaltene Geständniß des jungen reichen Mädchens zurück. „Wer mag der Bewerber sein?“ dachte sie, innerlich über eine Situation lachend, die zwei Menschen, wie Waarenballen, zur Besichtigung einander gegenüberzustellen schien. „Irgend eine Kaufmannsseele — ganz gewiß! Fanny sah gerade aus wie ein Luftballon, gefüllt mit fünzigtausend preußischen Kassenanweisungen. — Welch' ein faux pas sich, wie eine Bajadere, zu solchem Zwecke aufzuputzen!“ — Ihr Gedankenmonolog erstarb unter ernsten Betrachtungen über Zeitansprüche und über die Mittel sich mit einem ausgeprägten Hange zum Luxus und zur Zerstreuung in der Gegegend zu placiren. Sie überlegte, trotz ihrer Jugend philosophirend, mit einem so seelenruhigen Lä-

cheln auf den feinen Lippen, daß es ersichtlich wurde, wie wenig sie mit Wünschen dieser Art ihre Brust beunruhigte.

Während sie ihren Gedanken nachhing, öffnete sich plötzlich die Thür des Gartensalons mit einigem Geräusche uud sie sah einen Herrn von entschieden vornehmehm Wesen im Reitanzuge eintreten, dem Herr Adam in einer gewissen ungelenken Verlegenheit folgte.

Von einer verzeihlichen jugendlichen Neugier getrieben, erhob sich Elfriede schnell von ihrem Sitze und trat durch die Glasthüren, um den Mann zu sehen, der in bestimmten Absichten den Kreis dieser Familie aufsuchte. Ihr Mienenspiel zeigte ein lächelndes Wohlbehagen, als sie die formenlose Höflichkeit des guten Herrn Adam beobachtete, der gegen den gewöhnlichsten Etikettenton verstieß, als er suchend seine Blicke hinaus auf den Balkon richtete und seine Tochter nicht sah.

Er stellte weder den Herrn vor, noch nannte er die junge Dame, so daß der Baron von Eschenrode in den verzeihlichen Irrthum verfiel, in Elfrieden diejenige vor sich zu sehen, der er das Glück seines Lebens anvertrauen wollte.

Sein Auge richtete sich prüfend, durchdringend und seelenvoll auf das Gesicht Elfriedens, das, ohnehin bedeutend und schön, jetzt von der Heiterkeit ihrer inner-

lichen Bemerkungen durchleuchtet, sehr wohl im Stande war, einen tiefen Eindruck zu machen.

Ruhig, in der angeborenen Würde ihres Standes, erwiederte, die junge Dame den Gruß, gespannt erwartend, wie sich die tragi-komische Scene entwickeln würde.

Der Baron Eschenrode war nicht der Mann, welcher sich durch Kleinigkeiten aus der Haltung des Weltmannes bringen ließ. Mit einer gewinnenden Gewandtheit bat er das Fräulein zu ihrem verlassenen Platze zurückzukehren und richtete die Bitte daran, dort auch Platz nehmen zu dürfen.

Elfriede gewährte ohne die geringste Sprödigkeit und Herr Adam dankte Gott, daß er nicht nöthig hatte, weiter die Honneurs zu machen. Er begriff gar nicht, wo seine Tochter sei, da er ihr vor einer Viertelstunde hatte melden lassen, daß er mit dem besagten Edelmanne im Gartensalon erscheinen werde, wo die erste Vorstellung am ungenirtesten vor sich gehen könne. Nachdem der Baron die Zeit mit einigen nichtssagenden Höflichkeitsfloskeln hingebracht und in Elfrieden eine junge Dame von Verstand und bedeutender Tournüre erkannt hatte, legte er eine schärfere Sonde an ihr Wesen, das ihm augenscheinlich zusagte. Ihr Lächeln erschien ihm zu kalt, zu spöttisch — der Blick ihres

Auges fiel eisig in die Wärme seines Herzens, das er ihr offen entgegengetragen. Wollte sie ein Spiel mit ihm treiben? Hatte sie im Sinne ihren Reichthum blos der Ehrsucht zum Opfer zu bringen? Was sollte der Hohn sagen, der momentan über ihr reizendes Gesich lief, um dann auf der weißen Stirn zwischen den schön gewölbten Augenbrauen zu lagern?

Sein Auge suchte ihren Blick, um mit einer stummen Frage, wie sie nur das Herz dem Herzen ablauscht, nach der Kälte und dem Hohne ihres Betragens zu forschen. Eine blitzartige Bewegung schien das Mädchen zu durchschauern. Groß und voll erwiederte sie seinen fragenden Blick, während ein ängstliches Lächeln ihre Züge verschönerte.

Der Baron war zufrieden mit den Erfolgen seiner Herzenstaktik.

„Ihr Herr Vater hat unendlich viel für die Verschönerung des Gartens gethan," begann er mit freiem Athemzuge.

„Sie irren, mein Herr, dort —," unterbrach ihn Elfriede sehr hastig und sehr beklommen, indem sie mit der Hand nach der Thür des Gartensalons zeigte, wo so eben, rosiigen Wolken gleich, Fräulein Fanny hereinschwebte.

Besonnen trat der Baron zurück von ihr — ein

bleicher Schimmer flog über seine Wangen und seine Lippen zuckten als er fragte:

„Und Sie, mein Fräulein — Sie sind?"

„Elfriede von Harrowitz!" entgegnete sie zitternd.

Warum aber zitterte sie plötzlich und warf sich unsäglich betrübt auf ihren Sessel nieder, während der Baron dem Fräulein Adam entgegenschritt und ihr mit pathetischem Tone von Herrn Adam als „der Baron Ewald von Escherode" vorgestellt wurde? Warum zitterte sie und ergriff mit dem stolzen Vorsatze „sich um nichts zu bekümmern" ihre Stickerei, während der Baron sich mit sonderbarem Eifer in eine Conversation mit Fräulein Fanny vertiefte?

„Baron Ewald von Escherode!" flüsterte Elfriede leise, ganz leise und senkte den Kopf tief nieder. Sie kannte diesen Namen. In den Kreisen, denen sie angehörte war der junge Mann gepriesen als ein Muster — sein Ruf war glänzend rein und nun fand sie ihn hier, buhlend um die Gunst des reichen Vaters, der seiner Tochter einen Rang erkaufen wollte. Der Gährungsstoff der Vorurtheile hob sich in ihrem jungen Herzen und eine unaussprechliche Bitterkeit wallte empor, um sie zu einem Kampfe mit den niedigen Lebenselementen aufzufordern.

Viertes Capitel.

Baron Ewald von Escherode war der Gast des Rittergutsbesitzers Adams geworden. Er hatte sich heimisch in den Räumen gemacht, die ihm nur unter gewissen Bedingungen eröffnet worden waren und hatte dadurch Voraussetzungen rege gemacht. Weshalb er geblieben war, als man sich befugt glaubte eine Einladung an ihn ergehen zu lassen? Doch wahrscheinlich um die Liebe der schönen Tochter des Actienkönigs zu gewinnen! Oder nicht?

Es gab unerhellte, tief dunkle Stellen in des jungen Mannes Brust, der wie in einem Rausche fortlebte und sich selbst unklar war.

Fräulein Fanny Adam gefiel ihm — sie war auch reizend genug, um die Sinne eines jungen ziemlich unversuchten Mannes zu blenden, aber galt ihr denn

die Huldigung, die seines Herzens Wallen und Wogen verrieth und momentan in erschreckender Leidenschaftlichkeit hervorbrach? Zuweilen schien es so und Fanny nahm sie sorglos an. Sie lachte viel, wenn er Scherz trieb und ihre Fröhlichkeit stieg bis zur Lustigkeit hinauf, während Elfriede stolz und ernst seine heitere Stimmung ignorirte und nur dann der Conversation ihre Theilnahme schenkte, wenn eine gemäßigte Heiterkeit vorwaltete. So liebenswürdig diese junge Dame sein konnte, so stellte sie dennoch ihre geistige Uebermacht geflissentlich in Schatten und gefiel sich in einer Rolle, die ihrem Wesen ganz entgegen war.

Ihr Benehmen paßte vortrefflich in den Plan hinein, den Herr Adam zum Besten seiner Tochter entworfen hatte und er rieb sich frohlockend die Hände als er einige Male zu bemerken glaubte, daß des Barons Eifer diesen stolzgeschlossenen Lippen ein Wort zu entlocken, wuchs, je abstoßender sie sich zeigte. Er betrachtete sie so sicher als eine bloße dame d'honneur seines Hauses, daß ihn ein Vergleich mit seiner Tochter nicht beunruhigte. Fanny's zahlbarer Werth wog in seinen Augen bedeutend genug, um alle andern Vorzüge, die nicht in klingender Münze bestanden, gering anzuschlagen.

Genug, Herr Adam war überzeugt, in kurzer Frist

der Schwiegervater des Herrn von Eschenrode zu sein und Madame Adam zeigte sich nachgerade so vertraut mit dieser Voraussetzung, daß sie sans gêne von der Ausstattung ihrer Tochter zu reden begann, die fürstlich dotirt werden sollte.

Unter diesen verschiedenartigen Gemüthsstimmungen verflogen einige Wochen ohne den jungen Edelmann zum klaren Bewußtsein seiner wahren Gefühle zu bringen. Er glaubte mit nüchternem Verstande ein Verhältniß anzubahnen, das er zu seinem ferneren Fortkommen für nöthig hielt und da er, wenn auch nicht angezogen, so doch auch nicht abgestoßen von der Eigenthümlichkeit der Adam'schen Familie, sich wohl und behaglich in dem Kreise zu fühlen begann, so untersuchte er nicht, worin es lag, daß er mit Zögern am Abend daraus schied und mit Sehnsucht am Morgen den Augenblick des Wiedersehens herbeiwünschte.

Es geschah an einem Tage, daß Fräulein Elfriede beim Frühstücke im Gartensalon fehlte und auch beim Mittagsmahle nicht erschien. Sei es, daß sie etwas in sich fühlte, was sie launenvoll von der gewöhnlichen Familienversammlung abhielt oder daß sie wirklich krank war, was sie vorgegeben hatte, aber die Folge dieser kleinen unbedeutenden Handlung zeigte sich durchgreifend auf alle Verhältnisse. Zum ersten Male erkannte

Baron Ewald an der peinigenden Unruhe, welche ihn folterte, wer für ihn der Nero der Gesellschaft in Adams Hause war und nach dieser Erkenntniß überfiel ihn ein Grauen vor der Verantwortung seines Handelns das von seiner Männerehre abhängig gemacht worden war.

Mit finstern Empfindungen, durch die der Schmerz sich einen hinlänglich vorbereiteten Weg brach, überschaute er die Erlebnisse der letzten Wochen und fand sich auf vulkanischen Boden, zwei Frauensgestalten gegenüber, wovon die Eine ihm den Ueberfluß des Lebens bot, während die Andere — er fühlte es am schmerzlich-süßen Aufflammen seines Herzens — das Ideal seiner Träume, die Verwirklichung Alles dessen, was er seiner Liebe für würdig hielt, abgab. Er stellte beide Frauensgestalten zusammen vor seinem Geiste auf, um den Werth derselben gegen einander abzuwägen. Noch glaubte er sich fähig, mit starkem Entschlusse seine Stellung zu regeln, wenn er nur den Abgrund erst ermessen hatte, an dem er sorglos gewandelt, deshalb zerlegte er sich seine Gefühle mit der erzwungenen Kälte eines Anatomen. Er gab es kaltblütig, so meinte er, sich selbst zu, daß Elfriede von Harrowitz eine der holdesten weiblichen Erscheinungen war, die Gottes Erdboden tragen kann, daß die sanfte, reine, etwas

spröde Jungfräulichkeit ihres Wesens bezaubernd sei, daß ihre anmuthige Beweglichkeit, von der Grazie tactvoll im Zaum gehalten, etwas Reizendes habe — genug, er gab es sich selbst zu, daß Elfrieden von Harrowitz nichts fehle, als das Geld der Adam'schen Tochter, um sich zu dem Inbegriff seiner heißesten Wünsche zu erheben.

Dagegen sank nun freilich die Wagschale, worauf die üppig schöne Fanny mit ihrem zuversichtlichen Wesen stand. „Lilie und Rose —," seufzte der arme Freier in einem romantischen Aufschwunge seiner Phantasie. „Lilie und Rose! Wird der Reiz der Rose ein dauerndes Glück für ein Herz sein können, welches nach der Stille einer gesegneten Häuslichkeit lechzt?" Nach dieser Frage, die seine Selbstschau schloß, versank er in ein melancholisches Träumen, das von dem leisen Eintritte der fröhlich in die Zukunft blickenden Dame gestört wurde, die er sein Eigenthum nennen konnte, wenn er sonst Lust dazu hatte. Erschrocken fuhr er empor. Fanny sah ihn etwas verwundert an und trat ihm rasch näher. „Was fehlt Ihnen?" fragte sie lebhaft. „Ist Elfriede hier gewesen?" fügte sie hinzu, den Blick suchend umhersendend, ob sie vielleicht auf den Balkon Platz genommen. „Hat Elfriede böse Laune? Hat Elfriede Sie beleidigt?"

„Fräulein Elfriede mich beleidigt?" wiederholte Ewald zerstreut, aber augenscheinlich sehr frappirt.

„Ja, ja! Läugnen Sie nicht, Baron! Bisweilen ist Elfriede garstig unfreundlich gegen Sie!" rief Fanny mit der ganzen Unbefangenheit ihres Naturells. „Gestern Abend zum Beispiel — ich habe es wohl bemerkt —"

Der Baron blickte sie scharf an und wendete dann mit Gleichmuth den Blick hinaus in die Ferne. „Gestern Abend?" sprach er dabei gedankenvoll. Er wußte recht gut, was das sorglose Mädchen meinte, aber sie wußte nach seiner Meinung nichts von der Bedeutung der kleinen Scene, die sich in Folge eines leisen Wortes voll flammender Leidenschaft zwischen Elfriede und ihm entsponnen hatte. Elfriedens spöttische Oeffentlichkeit ihrer Beantwortung war allerdings eine herbe Zurückweisung gewesen.

„Ja wohl, gestern Abend, mein Herr," schäkerte das Fräulein, „Elfriede benahm sich rücksichtslos gegen Sie — man sah, daß es Ihnen weh that — ich werde das ferner nicht dulden!" schloß sie mit gutmüthigem Trotze.

„Sie wollen für mich in die Schranken treten," rief Ewald gezwungen lachend. „Was wird Ihre

Freundin zu diesem Heroismus sagen? Wird sie sich nicht wundern?"

Fanny warf ihren Kopf mit schmachtender koketter Miene zurück. Sie sah allerliebst bei dieser Pantomine aus. — „O," sprach sie dabei „Eifriede weiß ja, weshalb Sie hier sind!"

„Weshalb ich hier bin —!" wiederholte der junge Edelmann mit so schwerfälliger Bedeutsamkeit, daß die junge Dame von Furcht ergriffen und eine gewaltsame Liebeserklärung voraussehend, pfeilschnell den Gartensalon verließ.

Ihr Vater begegnete ihr in der Thür. Ihre Verwirrung, das hohe Roth ihrer Wangen und die Eile ihrer Flucht brachten ihn zu der Meinung, daß hier „etwas vorgefallen" sei, wozu er ein „Ja" und „Amen" sagen müsse. Schmunzelnd, ein väterliches Wohlbehagen in allen Mienen trat er ein und schritt eilfertig auf den Baron zu, der ganz andern Gedanken nachhing, als der glückliche Vater voraussetzte.

Die sichtliche Wirkung der innerlichen Vaterfreude verrieth aber dem jungen Manne, was er zu erwarten hatte, wenn er nicht als kluger Feldherr operirte und den Angriff abzuschlagen suchte, deshalb zwang er sein Gesicht zu dem möglichst heitern Ausdrucke, als Herr Adam ihm gemüthlich die Hand auf die Schultern

legte und kopfnickend hinter der verschwundenen Fanny her deutete, und rief lachend:

„Sie haben eine tapfere Tochter, Herr Adam!"

„Wie so?" fragte der gute Mann, ganz aus der Fassung gebracht, mit so komischem Ernste, daß Ewald Mühe hatte seine weitere Erwiederung vor unziemlichem Spotte zu bewahren.

„Für dies Mal gerettet!" murmelte er aber, als er gleich darauf unter einem Vorwande den Salon verließ. „Was soll jedoch daraus werden? Die Leute haben das Recht eine Erklärung zu fordern! — Elfriede weiß, weshalb ich hier bin? Sie weiß es —? Wenn sie es aber nicht gewußt hätte, würde sie mir dieselbe strenge und consequente Ruhe entgegengetragen haben? Liegen nicht vielleicht Elemente in dieser jungfräulichen Brust, die sympathetisch mit meinem frühern phantastischen Träumereien sind?"

Von diesem Augenblicke an war der Baron aufgestört aus seiner Seelenruhe und einer peinlichen Aufregung überantwortet. Er sah sich in seinen eigenen Netzen gefangen, durch sein gegebenes Wort gebunden und betrachtete fortan die Verhältnisse mit dem Unbehagen eines eingesperrten Vogels, dem Futter in Ueberfluß und ein goldener Käfig die Freiheit ersetzen soll.

Er war jedoch keineswegs so ungerecht, die Schuld von sich abzuwälzen. Im Gegentheil, er nahm edelmüthig den größten Theil auf seine Schultern und trug sein stilles Herzeleid unter den quälendsten Selbstvorwürfen.

Am nächsten Morgen erst erschien Elfriede wieder im Salon. Ewald begrüßte sie ernster als sonst. Er stand schweigend in einiger Entfernung von ihr und betrachtete sie anscheinend mit kühler Aufmerksamkeit.

Von dieser sonderbaren Beobachtung befremdet, hob die jung Dame zuerst mehrmals das Auge fragend zu ihm auf und veränderte, als dies nichts fruchtete, plötzlich ihren Platz.

Es war jedenfalls die richtigste Manier ihm ihre Indignation über sein Benehmen auszudrücken und ihre Selbstbeherrschung trat dabei in das hellste Licht.

Von den übrigen Anwesenden bemerkte Niemand die stumme Kriegführung dieser beiden ebenbürtigen Mächte.

Madame Adam war stets ihren Bemühungen, die liebenswürdige Wirthin zu machen, so unbedingt hingegeben, daß sie für nichts Anderes Sinn behielt. Sie wünschte auf ihre Art auch zu excelliren und suchte

durch eine affektirt feine und graziöse Aufmerksamkeit zur Hebung ihrer häuslichen Geselligkeit beizutragen. Natürlich vergriff sie sich wie alle Frauen, die von einer einfachen Lebensweise zu höheren Lebensstellungen avancirt sind, dabei leicht in den Mitteln und zerstörte durch allzueifrige Sorge den glücklichen Erfolg.

Bis dahin hatte Fräulein Elfriede mit ihrer angeborenen und anerzogenen Anmuth und Leichtigkeit stets das Zuviel in diesen Bemühungen vermittelt, allein an diesem verhängnißvollen Morgen war sie dergestalt eingenommen von ihren eigenen Kümmernissen, daß sie sich in einen Winkel zurückzog nnd die Adam'schen Prinzipien walten ließ.

Mit Schrecken sah sich durch diese Unthätigkeit der arme Baron in einen förmlichen Belagerungszustand versetzt und es schien ihm plötzlich darauf abgesehen zu sein, seine Phantasie durch einen Ueberfluß von schönen Redensarten, begleitet mit bedeutenden Anpreisungen der vorliegenden Frühstücksartikel, zu erwärmen. Jeder feinen Behaglichkeit entkleidet stand ihm ein Familienleben vor Augen, das trotz allem Luxus seine Schrecknisse vor ihm entfaltete.

War es denn möglich, daß es bis zu diesem Momente dem Wohllaut einer süßen Mädchenstimme allein

gelungen war, den herben Abstand zu verschleiern, der zwischen seinen Gewöhnungen und den Eigenthümlichkeiten dieser Leute obwaltete oder bewirkte das zunehmende Vertrauen die Kundgebungen ihrer Individualität? Mit verrätherischer Beklommenheit streifte des jungen Barons Blick das Gesicht Elfriedens und das medisante Lächeln, womit diese Dame die entsetzlichen Bemühungen der Madame Adam betrachtete, erklärte ihm genugsam, daß er nur allein blind für die auffallenden Verletzungen der hergebrachten geselligen Formen gewesen war.

Eine leidenschaftliche Empfindlichkeit überwältigte sein gutes Herz bei dieser Bemerkung. Elfriedens Betragen schien ihm als ein systematischer Hohn, der ihre Verachtung gegen seine Pläne ausdrücken sollte. Sie hatte sich mit Selbstbewußtsein über die Sitten und Gebräuche der bürgerlichen Großprahlerei emporgeschwungen und war dadurch zu dem Rechte gelangt, die weltliche Erbärmlichkeit seiner Pläne zu verspotten. Ihre Kritik beruhete auf den Grundsätzen der Moral, welche er mit Sophismen umgangen hatte und diese Kritik warf ihn in eine Kategorie mit jenen Schwächlingen, die ihre Ehre dem Wuchergeiste unterordnen. O — er hätte sein Leben lassen mögen, um die Scham-

röthe zu verwischen, die lodernd seine Wangen überflog!

Der Baron war ein Meister in Ausübung äußerer Formen. So gewaltig seine innere Aufregung wurde, nicht eine Miene seines Gesichtes verrieth die Qualen, die er fühlte und sein fester Wille bemeisterte sogar nach und nach die Klanglosigkeit seiner Stimme, womit er seine gewöhnliche Scherze begann.

Elfriede mochte nicht ganz so gefühllos sein wie sie sich stellte. Sie gab ihr Schmollen auf und versuchte die Pein zu vermindern, die den jungen Edelmann sichtlich demüthigte. Jetzt aber wurden ihre Bemühungen mit stolzem Trotze vom Baron zurückgewiesen und er schien es sich zum Gesetze zu machen, die treffenden, geistreichen Einfälle des jungen Mädchens durch seine Gleichmüthigkeit augenblicklich zu entkräftigen.

Der Kampf zwischen ihnen entbrannte nun still, aber heiß. Beide, vollendete Meister in der Kunst gesellige Verhältnisse zu beleben, wendeten ihr Talent lediglich dazu an, um die Geißel der Satyre unmerklich gegen einander zu erheben und sie zuweilen mit zermalmender Härte zu schwingen. Dabei amüsirte sich Herr Adam, seine ehrenwerthe Gattin verfiel in Betrachtungen über solche enorme Klugheit und Fräu-

lein Fanny lachte. Wohin zuletzt diese täglichen Kämpfe mit ihren Siegen und Niederlagen führen würden, darüber dachte Niemand nach, am wenigsten die beiden Kämpfer.

Fünftes Capitel.

Während sein Freund Ewald auf dem Gute des Herrn Adam beschriebenermaßen sein Unwesen trieb, lebte der Artillerielieutenant Brisek still und vergnügt in den Tag hinein. Er hätte vor längerer Zeit sein Capitänsexamen absolvirt und endlich nach langem Warten jetzt die Nachricht erhalten, daß er als „bestanden" zu betrachten sei und bei irgend vorkommenden Avancen berücksichtigt zu werden hoffen könne.

Da er nun mit Seelenruhe diesem glücklichen Zeitpunkte entgegensehen konnte, so nahm er in den Mußestunden, welche ihm der Dienst übrig ließ, allerlei Dinge vor, womit sich ein verständiger Artillerielieutenant wohl zu beschäftigen pflegt und dabei dachte er gelegentlich an seinen Freund, den er, als glücklichen Argonauten, dem Hafen seines Glücks so nahe glaubte,

daß er nur die Ankertaue auszuwerfen nöthig hätte. Seine Sorge um Ewalds Wohlsein hatte sich ziemlich gelegt und er betrachtete den Abfall des Freundes von ihren Jugendtheorien nachgerade mit verzeihendem Herzen.

Eines Morgens saß er im wohlbekannten, saubern Stübchen vor seinem Reißbrette und entwarf Pläne zu einer Citadelle im neuesten Style, als sein Bursche mit wichtiger Eilfertigkeit die Thür aufriß und ziemlich laut hinein schrie:

„Herr Lieutenaut — eine Telegrafentasche!“

Brisek sah sich lachend um. „Dummer Kerl — was?“ fragte er sorglos.

Der arme Bursche rieb sich die Ohren. „Ja — Herr Lieutenant — hier ist der Mann, der sie bringt,“ erwiederte er in kläglicher Verlegenheit.

Der Telegrafenbote trat ein und überreichte ein Couvert nebst dem üblichen Quittungszettel des Telegrafenbureaus, den Brisek jetzt etwas eilfertiger als vorhin ausfertigte, um nur erst den Inhalt der Depesche zu erfahren, da er aus der Station ersah, daß sie vom Baron Ewald kam.

Mit fieberhafter Spannung riß er das Siegel auf und seinen Blicken begegneten die beiden Worte: „Komm! Komm!“ mit seines Freundes Namen als

Unterschrift. Bedenklich blickte Brisek auf die paar Worte nieder und suchte sie sich zu erklären. „Komm! Komm!“ murmelte er. — „Wie läßt sich diese lakonische Kürze interpretiren? Ganz verschieden! Ist der Accent der Freude darin, so lesen sie sich als Jubel eines beglückten Herzens. — Ja, ja! Komm, siehe und staune! So kann es heißen — aber eben so richtig könnte man es als „Hilfe! Hilfe!“ übersetzen! Verwünscht, daß diese auf dem Telegrafendraht entlang gelaufenen Worte auch nicht das Mindeste von menschlicher Innerlichkeit verrathen. Hätte Ewald sie geschrieben, so wollte ich aus den Grundzügen erkennen, was er dabei gefühlt hat, so aber stehen sie kalt, fremd, stabil verzeichnet da, ohne Hauch und ohne Leben. Es bleibt mir nichts weiter übrig, als hurtig Urlaub zu suchen und noch heute den Weg zurückzufahren, denn diese Worte hergeflogen sind.“

Er kleidete sich an zur Visitte bei seinem Vorgesetzten, gab seinem Johann die nöthigen Anweisungen für seine Reiseeffecten und verließ das Zimmer mit einer Eile, die hinlänglich Zeugniß seiner innern Unruhe war.

Unter dem Vorgeben wichtiger Familienereignisse erbat er sich Urlaub auf zwei Tage und bevor die Sommersonne ihre Strahlen am nordwestlichen Horizonte

von der Erde abzog, stand er auf dem Perron der Station Bohrendorf und sah das hübsche weiße Gutshaus im Sonnengolde vor sich liegen.

Gleich darauf eilte ein Heer auf ihn zu und faßte herzlich seine Rechte. Es war Eschenrode.

„Guten Abend, Richard!“ flüsterte der Baron, während Brisek ihn unverwandt anstarrte. „Gottlob, daß Du da bist!“

„Menschenkind,“ brach dieser los, „Menschenkind, was ist los mit Dir? Was fehlt Dir? Bist Du krank, Ewald?“

Der Baron lächelte schwach. „O, nein! Komm, laß uns hinaufgehen — dort sind wir ungestört.“ Er schritt stürmisch voraus, der Lieutenant folgte ihm kopfschüttelnd nach. Es war unbestreitbar gewiß, daß Ewald von Eschenrode ungeheuer verändert aussah, daß entweder ein Körper- oder ein Seelenleiden die Spuren der Zerstörung auf sein sonst so schönes Gesicht geprägt und die edle Harmonie seines Wesens unterjocht hatte. Ein garstiger ironischer Zug entstellte sein Mienenspiel und die Augen, sonst so treu und gut, flackerten in einem unsteten Feuer. Dazu deckte ein fahles Bleich seine Wangen und die Stirn wie Wolken tiefen Verdrusses auf.

Kaum hatten die Freunde Platz genommen, so begann Brisek in theilnehmendem Tone:

„Nun beichte mir was vorgefallen ist, mein Pylades!“

„Vorgefallen ist gar nichts,“ entgegnete Ewald dumpf und blickte zerstreut vor sich hin.

„Hat der Papa, als Actienmajestät, Bedingungen gestellt, die Dir nicht zusagen?“ forschte Brisek weiter, als er vergeblich auf eine vollständige Beichte gewartet hatte und wohl einsah, daß er nichts erfahren werde, wenn er nicht schärfer zu inquiriren beginne.

„O — nein!“ antwortete Ewald gedehnt und strich verlegen seinen Bart glatt.

„Oder hast Du vergebens um Liebe geworben?“

Ewald hob seinen Kopf und erröthete stark. „Wenn ich darüber im Klaren wäre!“ sprach er halblaut.

„So frage doch darnach!“ rief Brisek ungeduldig.

„Sie würde mir hohnvoll antworten,“ erklärte der junge Edelmann dumpfen Tones.

„Aha — sie ist capriciös!“ meinte Brisek. „Schlimm, aber immerhin interessanter als dumm und gefügig. Ich begreife nur nicht, wie ein gewesener Husarenlieutenant so desperat feige sein kann, sich vor einem Bischen Hohn auf Mädchenlippen zu fürchten und dar-

über ein zweiter Werther mit seinen Leiden zu werden. Du hast ja Rechte — fuße doch darauf!"

Ewald sah ihn mit gedankenleeren Blicken an.

„Ich denke, Fräulein Fanny hat gewußt, was Ihr zusammen verabredet hattet?" fuhr Brisek hartnäckig weiter forschend fort.

„Fräulein Fanny? — Fräulein Fanny? — Ja Fräulein Fanny!" erwiederte nun Ewald wieder mit jenem leisen Lächeln, das ein unsägliches Mitleid in Briseks Herzen aufwühlte.

„A—h so! sprach Brisek begreifend. „Es ist noch Jemand Anderer liebenswerth auf Burg Bohrendorf," spöttelte er gutmuthig. „Nun und wer ist das?"

Ewald schüttelte traurig den Kopf. „Laß das — mir ist der Schmerz näher als der Scherz und daß ich denselben eigentlich verdient habe, daß ich mit verächtlichem Leichtsinne auf einen Weg gerathen bin, der in Labyrinthe führt, das beugt mich."

„Wenn ich erst weiß, wie die Sachen stehen, so will ich Dir sagen, ob Dir zu helfen ist!" erklärte Brisek treuherzig. „Ist die „Andere" eine Verwandte des Hauses?" inquirirte er wieder, um endlich hinter das Sachverhältniß zu kommen.

„Nein — sie ist aus dem Hause Harrowitz —" beichtete Ewald kleinlaut.

„So —,“ entgegnete Briesek zufriedengestellt. „Also von Adel? Und Du liebst sie?“

Eschenrode sah ihn an ohne zu antworten. Brisek wußte genug, denn er kannte den Ausdruck in seines Freundes Augen. Freilich überstieg die Gluth derselben für dies Mal Alles, was er bis dahin darin gelesen hatte, allein das beunruhigte ihn eigentlich nicht, da er überzeugt war, daß seine Geliebte damit nicht unzufrieden sein werde.

„Fräulein von Harrowitz ist aber arm?“ fragte er.

Eschenrode fuhr empor. „O — wenn es nur das wäre!“ rief er leidenschaftlich. „Ich würde arbeiten gleich einem Tagelöhner, um die Mittel zu erwerben, sie ohne Sorge mein zu nennen.“

Brisek rieb, innerlich über die Wiederkehr zu seinen frühern Principien frohlockend, die Hände.

„Mein Himmel, Menschenkind, was sollte Dich abhalten von einer Verbindung mit ihr, wenn Du in diesem Stücke resignirst? Was ist's denn?“

„Sie verachtet mich!“

„Verachtet — Dich! — Dich verrachten? Unmöglich! Weshalb?“

„Weil sie weiß, weshalb ich in Bohrendorf bin!“

„Nun — so gehe doch schleunigst fort von Bohrendorf!“ rief Briesek eifrig und heiter.

„Nachdem ich vier volle Wochen die Täuschung unterhalten habe, Fanny's wegen dort zu sein?“

„Verwünscht —! Warum bliebst Du aber? Du konntest ja laut der Verabredung ungefährdet abziehen?“

„Das ist's, was mich elend macht! Ich verstand weder mein Gefühl, noch sah ich die Gefahr, worein ich stürzte — blindlings voll unverstandener Leidenschaft stürzte.“

„Was sagen die Majestäten auf Bohrendorf zu der Geschichte?“

„Was diese sagen? Sie wissen nichts davon, ahnen in ihrer Einfalt nichts davon und erwarten mit jedem Augenblick meine Erklärung, um dann ein solennes Verlobungsfest loszulassen,“ entgegnete Eschenrode mit großer Bitterkeit.

Brisek sah ihn tadelnd an. „Die Familie Adam ist also wenig beachtungswerth?“ fragte er vorwurfsvoll.

„O — Gott behüte mich, daß ich dergleichen Urtheile gäbe!“ rief Ewald hastig. „Sie haben sich sehr gütig und liebreich gegen mich benommen und Fanny ist schön, gut und freundlich genug, um sie liebenswerth, auch ohne sechzigtausend Thaler baare Mitgift, zu finden, allein mein innerliches Leiden verbittert mich gegen sie.“

„Wie steht Fräulein von Harrowitz zu der Familie?“

„Sie ist eine Freundin Fanny's und ein hochgeachteter Gast im Hause.“

„Fräulein von Harrowitz ist schöner als Fanny?“

„Für mich — ja, tausendmal — ja!“ rief Eschenrode enthusiastisch. „Sie ist das vollständige Abbild des Ideals, das ich Dir so oft malte! Mein ganzes Herz gehörte ihr beim ersten Anblicke, wo ich sie in meiner stürmischen Herzensfreude für Fanny Adam hielt —.“

„Sie ist stolz, diese Elfriede?“

„Sehr stolz, sehr zartfühlend, sehr rein und jungfräulich? Die leisen Verräthereien meines wild entflammten Gefühles wies sie mit der Ruhe einer Vesta zurück.“

„Natürlich, ganz natürlich, mein Pylades,“ spottete Brisek gemüthlich, „denn sie mußte glauben, Du wollest sie lieben und Fräulein Fanny heirathen.“

„So wird es auch werden müssen,“ entgegnete Ewald mit trübem Ernst.

„Soll das heißen, daß Du eine Heirath mit Fanny schließen willst, wenn Fräulein Harrowitz Dich nicht liebt, oder willst Du auf alle Fälle zur Verlobung mit Fanny schreiten?“

Eschenrode stützte seine Stirn in die Hand ohne zu

antworten. Briesek wartete ganz gelassen auf eine Antwort und wiederholte nach einer Pause dieselbe Frage.

„Richard — ich will Dir gestehen, welch' ein knabenhaftes Vertrauen ich auf Deine Freundschaft gesetzt habe," sprach der junge Edelmann nun ganz gefaßt. „Du bist von mir zu Hilfe gerufen, um mich zu retten!"

„So — so — also irrte ich mich nicht, als ich aus dem „Komm! Komm! „Hilfe! Hilfe" — herausinterpretirte," warf Brisek scherzend ein. „Weiter, mein Pylades!"

„Ich werde mich ermannen, wenn es auch einige Jahre Lebensruhe kosten wird, und werde das Bild Elfrieden's im Heiligthume meines Herzens still gebannt tragen, aber ich werde mit diesem heiligen Gefühle niemals um Fanny werben!"

„Recht so! Recht so! Weiter!"

„Daß ich jedoch meine Ehre gern makellos aus diesem Wirrwar erretten möchte, wirst Du natürlich finden. Willst Du die Lösung des Verhältnisses übernehmen?"

„Ja! Ja! Ja! Weiter!"

„Willst Du aber auch Elfrieden veranlassen, daß sie ihre harte Verurtheilung zurücknimmt, daß sie schonend die Motive meines Entschlusses erwägt und willst

Du dafür sorgen, daß der Schein gemeiner Habsucht von meiner Handlung entfernt wird?"

Brisek zögerte mit der Antwort. Endlich sagte er:

„Ewald, ich muß Fräulein von Harrowitz erst kennen lernen, ehe ich diesen Theil Deiner Mission auf mich nehme. Dem kalten ahnenstolzen Mädchen nahe ich mich nicht —, finde ich ein menschliches Irren bei ihr, so will ich Deinen Wunsch erfüllen, obwohl ich es ihr kaum verzeihen kann, daß sie Dich „verachtet" —"

„Sei ruhig, Richard," unterbrach Ewald ihn. „Ich verdiene die Verachtung eines edlen Mädchenherzens!"

„Du bist und bleibst der Phantast des neunzehnten Jahrhunderts," lachte Brisek ganz erheitert. „So geht es aber, wenn sich die Phantasie mit Geldsäcken verehlichen will! — Mir hat es doch beinahe geahnt, daß Deine Heirathsprojecte mit schmählicher Niederlage enden würden. Frisch den Kopf gehoben, Brust heraus und das Herz in die rechte Stelluug gebracht! — Wir wollen aufbrechen nach Bohrendorf! — Man erwartet mich doch?"

„Ich habe geäußert, daß Du vielleicht einen Abstecher von wenigen Stunden hierher machen würdest und man hat mir die herzlichsten Einladungen für Dich aufgetragen. Wie lange kannst Du bleiben?"

„Zwei Tage und anderthalb Nächte!“ verkündete Brisek mit lachendem Pathos. „Lange genug also, alle Vorurtheile umzustoßen. Zuerst werde ich jedoch mein Geschütz auf die Verachtung des gnädigen Fräulein von Harrowitz richten und dann die kleine Adamitin à faire nehmen!“

Er legte seine Hand auf Ewalds Arm und schritt sehr muthig auf den Park des Bohrendorf'schen Herrenhauses zu.

Sechstes Capitel.

Auf dem Balkon des Hauses saßen die beiden jungen Damen, einig, freundlich und liebevoll gegeneinander wie immer, Fanny in unverändert guter Laune, stets bereit zum Lachen und selig im Nichtsthun, Elfriede hingegen fleißig mit einer Stickerei beschäftigt und viel bleicher und ernsthafter, als es sich für ihre Jahre ziemte. Die Luft von Bohrendorf schien ihr durchaus nicht gut zu bekommen und es that ihrer Schönheit ganz bedeutenden Abbruch, daß ihr Auge matt uud ihre Wange schmal wurde. Sie sah krank aus, allein da sie nicht klagte, so dachte Niemand daran sie um ihren Gesundheitszustand zu befragen. Und das Wort auf ihren Lippen bewies auch nichts weniger als Leiden und Kummer. Stets bereit zu jenen treffenden Einfällen nnd Vergleichungen, die einen gesunden und

kräftigen Geist verrathen und die aus ernstem Munde um so komischer klingen, war sie nach wie vor das belebende Princip des kleinen Kreises im Adam'schen Hause, der sich bei der allbekannten Gastfreundschaft des Hausherrn fast täglich erneuerte.

Die Neugier lockte die Nachbarn der ganzen Gegend her, als sich die Nachricht verbreitete, daß Baron Ewald von Eschenrode als erklärter Freier auf Bohrendorf verweile.

Fräulein Fanny bildete die Blume als Zierde dieser Versammlungen, Fräulein Elfriede den Stern, der Alles zu einem gewissen geistigen Gewichte erhob, was im Hause geschah. Herr Adam hatte außerordentlich viel Menschenkenntniß verrathen, indem er dies junge, reizende und begabte Mädchen für fähig erklärte, seinem Familienzirkel ein Relief zu geben und er that sich, für den Augenblick wenigstens, viel auf den Einfall zu Gute.

Seine Ungeduld die Verlobung Fannys erklären zu können stieg mit jedem Tage. Er bemerkte sehr wohl, daß er bei seinen adeligen Nachbarn im Preise stieg, als man den Sprößling der stolzesten Familie des Landes zu den Füßen der reichen Bürgerstochter sah und er begriff sehr wohl, daß eine allzulange Verzögerung des allgemein erwarteten Ereignisses ihn in ein

schiefes Licht setzen würde. Allein direct veranlassen konnte und durfte er keine Erklärung. Aus diesem Grunde war ihm daher die Nachricht von einem möglichen Besuche des Lieutenant Brisek, des vertrautesten Freundes des Barons, sehr angenehm. Der Mann kam ihm gelegen. Gegen ihn konnte er ein Wörtchen fallen lassen und eventualiter von ihm auch ein Wörtchen erfahren.

Ganz seinen Wünschen angemessen blieben die beiden jungen Damen auf dem Balkon sitzen, als der Thee getrunken war und er gewann dadurch Gelegenheit sich auf den Weg zu begeben, den die beiden Freunde vom Bahnhofe einschlagen mußten. Er wollte ihnen begegnen und durch schlaues Fragestellen einen Anknüpfungpunkt für seine Angelegenheiten herbeiführen. Sein Plan scheiterte an dem Einfalle des Barons, auf einem schmalen Feldwege den Park des Gutes zu gewinnen und von dort aus das Herrenhaus zu betreten.

Als Herr Adam auf dem gewöhnlichen Wege dem Bahnhofe zusteuerte, hatte er das Vergnügen mehrere Equipagen auf sich zukommen zu sehen und es währte gar nicht lange, so sah er sich von einer zahlreichen Gesellschaft fröhlicher Menschen umzingelt, die der Familie Adam auf Bohrendorf einen Abendbesuch zugedacht

hatten. Es blieb ihm nichts weiter übrig als fröhlich mit den Lachenden umzukehren und seine Pläne aufs Geradewohl zu verschieben.

Während er dieß Abenteuer bestanden hatte, waren die beiden Freunde von der Rückseite in sein Besitzthum einpassirt und der sonst so muthige Artillerieoffizier hatte mit einigem Herzklopfen der ersten Vorstellung zweier Damen, die so bedeutenden Einfluß auf die Herzensbewegungen seines Freundes ausgeübt, entgegengesehen.

Die Sache war weit besser vor sich gegangen als er gedacht.

Mit courageusem Gesichte war er „eingerückt," hatte „Bresche geschossen" und saß schon „bombenfest" in der Gunst beider Mädchen ganz seelenvergnügt zwischen ihnen, als Papa Adam in Begleitung seiner Gäste eintraf und mit großen Augen die Herren begrüßte, die seiner Berechnung entgangen waren.

Madame Adam zeigte sich an diesem Abende in ihrer ganzen Glorie. Die großartige Gastlichkeit des Actienkönigs breitete sich wahrhaft mäjestätisch aus. Wie durch Zauber war urplötzlich eine brillante Gesellschaft zusammen. Es schienen aber auch Feenhände bereit zu sein diesem improvisirten Festen Glanz zu verleihen und üppige Genüsse zu bereiten.

Dem bürgerlich einfach erzogenen Brisek imponirte dieser fürstliche Luxus und es erfüllte ihn einigermaßen mit Achtung, daß sein Freund nicht davon verblendet worden war. Was dem Baron ein geringschätzendes Lächeln abzwang, das erfüllte ihn mit Ehrfurcht. Er sah sich unter den Triumphbögen des selbsterworbenen Ueberflusses mit andern Empfindungen um, als der hochgeborene Freund, den die Schwäche des Millionärs für das, was er nicht selbst erwerben konnte, auf einen Standpunct brachte, wo die Götzendienerei anhebt.

Das improvisirte Fest schloß mit einem improvisirten Balle, der dem Lieutenant Brisek volle Gelegenheit verschaffte, sowohl das Naturell Fannys, als das Temperament Elfriedens zu prüfen.

„Schade, mein Pylades," sagte er spät in der Nacht, als die Gäste endlich aufgebrochen waren, der Tumult sich gelegt hatte und Beide etwas matt und müde nach ihrem Zimmer wanderten, „Schade, daß Fräulein Fanny nicht etwas stolzer und Fräulein Elfriede nicht etwas weicher und demüthiger ist."

„Du hast Beweise ihres harten Sinnes?" fragte der Baron, ohne das Urtheil über Fräulein Adam nur im Geringsten zu beachten.

„Beweise? Nein. Aber Vermuthungen! Sie hörte mit eiserner Ruhe an, was ich von Dir erzählte. Was

sie dabei gedacht hat, konnte man nicht erkennen — dagegen habe ich die gegründete Hoffnung, daß sich Fanny nicht um Dich todt grämen wird. Jetzt bin ich gehörig präparirt und kann morgen meine diplomatischen Talente spielen lassen."

„Auch ich habe vorgearbeitet und eine kleine Reise mit Dir in Aussicht gestellt," entgegnete der Baron. „Meine Rückkehr hierher machte ich freilich davon abhängig, daß sich Herr Adam vernünftig beträgt. Will er sich blamiren, so mag er mich nur zwingen, die Verbindung mit ihm jähe abzubrechen. Was er an glänzenden Erscheinungen heute um sich versammelt gesehen hat, was überhaupt an Adel hier in der Umgegend lebt, das Alles muß er in mir schonen, sonst verdirbt er seine Stellung. Ich werde ihn ehrlich und offen auf die Freimaurerei des Adels, die sich durch die verschiedenen Verzweigungen und Verheirathungen bildet, aufmerksam machen, werde ihn belehren über die wenig tröstlichen Aussichten auf spätere günstige Erfolge, wenn er Lust bezeigen sollte, sich bei der Lösung unser gegenseitigen Verbindlichkeiten brüsk zurückzuziehen und werde mein Unrecht eingestehen, natürlich ohne Zugeständnisse der obwaltenden Gründe."

„Du hast schon früherhin Geldgeschäfte mit Herrn Adam entrirt?" fragte Brisek dazwischen.

„Ja! Ich habe von ihm das Versprechen eines bedeutenden Darlehens. Will er es annulliren, so muß ich es mir gefallen lassen.“

„Das wird er gewiß thun!“

„Gut — ich füge mich gern in diese verdiente Strafe. Ich deprecire, arbeite nach menschlichen Kräften und harre auf einen Tag, der mich für meine Bestrebungen belohnen kann.“

„Also — morgen früh recognosciren wir, allarmiren durch einiges Pelotonfeuer die sichern Wachtposten und beginnen dann heroisch eine förmliche Attake! Gute Nacht, mein Pylades! Er schüttelte seinem Freunde die Hand und wollte in's Nebenzimmer schlüpfen, wo er schlafen sollte. Plötzlich wendete er sich nochmals um.

„Apropos — was hast Du in Hinsicht auf Fräulein von Harrowitz beschlossen, Ewald?“

„Gar nichts!“ erwiederte Eschenrode sehr bestimmt.

„Willst Du Dich gegen sie erklären? Vielleicht insgeheim ein Band der Verlobung —“

Eschenrode wehrte die Vollendung dieser Frage durch eine sprechende Geberde ab.

„Nein, Richard — nein! Was zwischen ihr und mir liegt, muß ich in den Schooß der Zeit legen. Wende

nur ihre Verachtung von mir ab — sonst wünsche ich nichts!"

Die Thür schloß sich hinter dem Artillerielieutenant. Ob er in Aussicht auf seine kriegerischen Thaten in einem Terrain, das ihm völlig fremd war, nicht ebenso unruhig geschlafen hat wie sein Freund, das können wir nicht verrathen.

Siebentes Capitel.

Der nächste Morgen brach trübe herein. Die Sonne verbarg sich hinter dichten Wolkenschleiern, die Luft war drückend schwül und lag regungslos und bleischwer auf der Flur.

Dieselbe Schwüle und Trübseligkeit zeigte sich in den Gesichtern einiger Menschenkinder, als der Frühstückstisch servirt stand und die Bewohner des Herrenhauses sich um denselben versammelten. War es nur die Einwirkung der Atmosphäre, die Fräulein Elfriede so eigenthümlich sanft und traurig machte? War es das matte Tageslicht, welches Ewald von Eschenrode so todesbleich erscheinen ließ? War es die drückende Luft, welche dem tapfern Lieutenant bisweilen alle Contenance raubte, wenn er sich im Brennpunkte von Elfrieden's fragenden Blicken sah?

Banale Phrasen ersetzten an diesem schwülen, dunklen Sommermorgen das sonst so geistreiche Kreuzfeuer, womit Ewald und Elfriede auf Kosten ihres eigenen Herzens die Gesellschaft amüsirt hatten. Das Frühstück ging unter wenig poetischem Eifer mit Essen und Trinken vorüber. Herr Adam wurde von einem Geschäfte gleich nach demselben in Anspruch genommen und Madame verfügte sich ächzend vor Hitze nach ihrem Boudoir.

Eschenrode, von einem bedeutsamen Blicke seines Freundes belehrt, zog sich auf einige Minuten zurück und überließ den beiden jungen Damen die Unterhaltung des kriegerisch gesinnten Brisek, der in einer Stimmung, die an Verzweiflung grenzte, fürchterliche Pläne entwarf.

Fräulein Fanny gestand in liebenswürdiger Naivetät „sehr langweilig zu sein" und nahm die möglichst bequemste Stellung in ihrem Sessel ein, den sie übermüthig hin- und herrollte „um nur einen Luftzug hervorzubringen."

„Wir bekommen Gewitter, Herr Lieutenant, —" rief sie schäckernd, „auf Ehre, wir müssen Gewitter bekommen, um nicht vor Hitze zu ersticken!"

„Das Gewitter wird nicht ausbleiben, Fräulein

Fanny," entgegnete Brisek, „ja — mir däucht, es ist schon im Anzuge —"

Fanny lachte. „Wo denn? Ich sehe nichts blitzen und höre nichts donnern!"

Brisek seufzte komisch, worüber Fanny herzhaft lachte, Elfriede jedoch betroffen wurde und ihn mit einem schnellen Seitenblicke fixirte.

„Sehen Sie in mir den Donnergott, mein Fräulein!" fuhr er fort. „Ich trage vielleicht dieselben verheerenden und segensreichen Elemente in mir, wie ein rechtschaffenes Gewitter."

Fräulein Elfriede senkte ihren Blick auf ihre Stickerei und erhob ihn im Laufe des ganzen nun folgenden Gespräches nicht wieder.

„Donnern Sie los, Herr Zeus!" scherzte Fanny.

„Sie fürchten sich nicht, mein Fräulein?" fragte Brisek.

„Furcht kenne ich nicht, „auf Ehre" — ich habe mich noch nie furchtsam gezeigt! Donnern Sie nur immerhin tüchtig, Herr Lieutenant!"

„Nein, mein Fräulein — ich will Blitze senden — helle, grelle, leuchtende, vernichtende, verzehrende Blitze — das Donnern überlasse ich Ihnen. Was meinen Sie zu der blitzenden Erklärung, „daß mein Freund Ewald von Eschenrode Sie trotz ihrer Schönheit nicht

liebt!“ Der Ausfall war gewagt — er schlug ein wie eine Bombe. Fräulein von Harrowitz neigte sich tiefer auf ihre Arbeit, Fanny hingegen hob sich zu einer sehr krampfhaften Haltung empor. Zuerst zeichnete der Schreck seine dunkeln, entstellenden Schatten auf ihr blühendes Gesicht, dann aber zog die Gluth des zornigen Eifers darüber.

„Hat Herr von Eschenrode Ihnen aufgetragen, mir dies zu sagen?“ fragte sie sehr heftig.

„Ja, —“ antwortete Brisek ruhig, aber die Blässe seines Gesichtes verrieth, wie tief er die Beleidigung fühlte, die er sich gegen das arme hübsche Mädchen erlaubte.

„Warum bleibt der Herr bei uns, wenn er so fühlt?“ fuhr Fanny mit steigendem Aerger fort.

„Mein Fräulein — das verdient allerdings Ihren Tadel!“ entgegnete Brisek unter dem Zwange des erheuchelten Gleichmuthes.

„Warum setzte mich dieser Mann dem Gerede der Leute aus?“

„Mein Fräulein, auch dies verdient Tadel! Allein ich glaube zu seiner Rechtfertigung sagen zu können, daß er erst durch eine herbe Selbstprüfung zur Erkenntniß seiner Gefühle gekommen ist.“

Fräulein Fanny warf ärgerlich den Kopf auf.

„Eine alberne Ausrede — eine unsinnige Entschuldigung —! Ein Mann muß wissen was er thut.“

„Mein Fräulein, Sie haben Recht! Allein ein Mann weiß oft nicht was er fühlt!“ wendete Brisek ein.

„Ein unzeitiger Scherz, Herr Lieutenant!“

„Mein Fräulein — bitterer Ernst! Hunderte von Menschen verderben sich das Glück ihres Lebens dadurch, daß sie nicht wissen was Sie fühlen. Exempli causa — mein Fräulein, wissen Sie denn wohl ganz genau in diesem Augenblicke, ob Sie Herrn Ewald von Eschenrode lieben oder hassen?“

Fräulein Fanny schauete den dreisten Frager eine kurze Weile frappirt und mit düstern Mienen an. Dann stahl sich ein Lächeln durch das Gewölk ihres Mienenspieles.

„Sie haben Recht, —“ erklärte sie offenherzig und mit einem so schönen, zutraulichen Blicke, daß dem tapfern Lieutenant ganz warm ums Herz wurde. „Ich weiß wirklich nicht, was für Gefühle ich hege — es ist eine einfältige Geschichte, die mich fürchterlich verdrießt!“

„Nur verdrießt? Nicht schmerzt, mein Fräulein? Damit haben Sie schon hinlänglich verrathen, daß Sie

meinen Freund keineswegs lieben!" versetzte Brisek bedeutungsvoll.

Fräulein Fanny flammte merkwürdiger Weise von Neuem zornig auf:

„Handeln Sie im Auftrage Ihres Freundes, indem Sie mich über meine eigenen Gefühle aufzuklären suchen?" fuhr sie ihn voller Entrüstung an. „Herr Ewald von Eschenrode beweist wenig Muth —"

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Beschuldigung unterbreche," sprach Brisek, sich von seinem Sitze erhebend. „Herr Ewald von Eschenrode hat Muth zu Allem, was gut, edel und groß ist. Aber er hatte nicht den Muth, Sie, mein Fräulein, beleidigend zu verlassen, indem er ohne Erklärung aus Ihrem elterlichen Hause schied, was ihm jedenfalls frei stand, da er sich nicht durch ein einziges Wort gebunden hatte. Er hat Ihre Eltern, er hat Sie seiner Achtung und Verehrung würdig befunden und wünscht keineswegs in eine feindselige Stellung zu Ihnen zu treten, was geschehen sein würde, wenn er rücksichtslos die angeknüpften Verhältnisse zerrissen hätte. Ewald von Eschenrode und ich sind Freunde im schönsten Sinne des Wortes — wir sind Brüder durch unsere unbedingte Hingebung, und er trug kein Bedenken mir sein Inneres aufzuschließen, als ich gestern ankam. Ich beschloß sogleich, daß es meine Aufgabe sein

sollte, die Verbindungen hier so zu lösen, daß es ohne Blut und Leichen abginge. Mein Fräulein — meine ganze diplomatische Befähigung liegt in einer erstaunenswerthen Hinneigung zur Offenherzigkeit — ich pflege den Knoten zu durchhauen, der langsam und schwierig zu lösen ist. Ich muß mich Ihrem Tadel unterwerfen, wenn Sie finden, daß ich plump eine zarte Angelegenheit zur Sprache gebracht habe, allein ich hielt Offenherzigkeit ohne Einschränkung hier für zweckmäßig — ich halte noch jetzt die Behandlung eines verwirrt gewordenen Verhältnisses so für zweckmäßig, und werde bis an mein Lebensende die Lösung drückender Bande durch Freimuth für zweckmäßig halten. Ich habe bei dieser Unterhaltung mein Ziel scharf in's Auge gefaßt und tapfer losgefeuert, als ich in Ihnen ein kerngesundes, deutschgesinntes Mädchen, und nicht eine rachesprühende und rachebegierige italienische Natur erkannte. Mein Fräulein, ich weiß, daß ich jetzt hier überflüssig sein werde, deßhalb beurlaube ich mich auf einige Stunden. Werfen Sie Ihren Zorn auf mich, der ihn verdient, aber nicht auf meinen Freund, der von dieser Unterredung nichts ahnet.“

Er nahm die Hand Fanny's und führte sie an seine Lippen, wo er sie weit länger festhielt als eigentlich die Convenienz gestattete, und der Ausdruck seines Auges

würde das junge Mädchen belehrt haben, daß er weit bewegter war, als er zu zeigen für gut fand, allein Fanny hob ihren gesenkten Blick nicht, und er mußte endlich Anstalt treffen zu verschwinden, weil kein Widerspruch gegen seine Behauptung erhoben wurde, „daß er jetzt überflüssig sein werde."

Er schritt eilfertig hinaus, entfernte sich jedoch nicht eben so eilfertig von der Eingangsthüre, die durch eine Portière verdeckt wurde, um nicht die nun sich entwickelnde Scene noch theilweise erlauschen zu können.

Kaum hatte Brisek den Gartensalon verlassen, so sprang Fanny heftig auf und rief:

„Ich muß zu meinem Papa —! Er muß diesen Skandal beendigen, der seine Tochter in seinem eigenen Hause bloßstellt!"

Elfriede erhob sich eben so rasch wie sie, und faßte sie zitternd in ihre Arme.

„Ruhig, Fanny! Was willst Du beginnen?" sprach sie athemlos vor innerer Beklemmung.

„Mein Vater soll mit Eschenroden sprechen!" eiferte das junge Mädchen.

„Das heißt „mit ihm brechen," meine Fanny, und Dich dadurch mit Eschenrode zugleich brandmarken," fiel Elfriede ein. „Nimm Dich zusammen — laß Dich nicht von Deiner ganz natürlichen Empfindlichkeit hin-

reißen zu Schritten, die durch nichts wieder verlöscht werden können. Laß Deine Seele erst wieder urtheilsfähig werden, bevor Du ein Wort über Deine Lippen bringst, das, wie eine Schneeflocke, die bergab rollt, zur Alles überschüttenden Lawine wird."

Ihre Stimme erstarb in einem krampfhaften Aufschluchzen.

Fanny wendete sich zu ihr.

„Du weinst, Elfriede — Du weinst?" sagte sie weich, und küßte der Freundin bebende Lippen. „Du weinst um mich? O sei ruhig, ich mache mir ja nichts d'raus, daß mich Eschenrode nicht liebt — sei ruhig!"

Es trat eine Pause ein, die unter der Einwirkung einer beruhigenden Sympathie verfloß.

Endlich ermannte sich Fräulein von Zarrowitz und fragte sehr leise:

„Du liebst ihn nicht, Fanny — prüfe Dich wohl — Du liebst ihn wirklich nicht?"

„Nein, Friedchen, nein!" betheuerte Fanny, und man hörte ihrer Stimme an, daß der alte Leichtsinn schon wieder bei ihr eingekehrt war. „Auf Ehre — ich liebe ihn nicht, aber ich möchte ihn durch irgend etwas recht tüchtig kränken! Sinne etwas aus, Friedchen."

„Kränke ihn nicht, sondern bedanke Dich bei ihm für den Beweis seiner wahren Achtung, die er dadurch

an den Tag legt, daß er Dich nicht, wie hundert andere Männer es gethan haben würden, als eine Nebenbedingung zu Deiner reichen Mitgift betrachtete.“

Fanny sah ihre Freundin groß an. Von diesem Gesichtspunkte hatte sie die „einfältige Geschichte“ noch nicht betrachtet. Freilich — die Mitgift entging ihm ja! —

„Er muß mich sehr häßlich finden, muß mich sehr niedrig anschlagen,“ entgegnete sie mit wiedererwachender Bitterkeit, „daß selbst mein Geld ihn nicht hat bestimmen können!“

„Nein, Fanny, er hält Dich mit Deinen Vorzügen eines freien Männerherzens werth,“ rief Elfriede warm und mit leuchtenden Augen. „Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du seinem Andenken grollst! Er hält Dich hoch genug, um Deiner selbst willen geliebt zu werden!“

Fanny sah sie treuherzig traurig an.

„Wer wird mich aber meiner selbst wegen lieben, Elfriede?“ fragte sie gedrückt.

„O, ich weiß schon Einen, Fanny, und er ist ein Mann, um den man Dich beneiden könnte, wenn man nicht — . . . .“

Sie hielt inne in ihrer feurigen Erwiederung und küßte Fanny auf die heißgeröthete Wange.

„Was soll ich aber thun?“ fragte diese, ohne auf die unterbrochene Rede absonderlich zu achten.

„Schweigen wie das Grab!“ erklärte Elfriede sehr bestimmt. „Jedes Wort über zerstörte Erwartungen profanirt unser Gefühl. Niemand würde Dir glauben, wenn Du behauptetest, „es sei Dir gleichgültig von Eschenrode nicht geliebt zu werden.“

„Schweigen? Auch gegen Papa und Mama?“ fragte Fanny in höchster Verwunderung.

„Auch gegen diese,“ entgegnete Elfriede. „Unsere Herzenserfahrungen gehören uns als unantastbares Eigenthum, worauf kein Mensch einen Anspruch hat, und es liegt schon in der Natur der Sache, daß wir das, was uns heilig ist und was die Menge bespöttelt, tief in uns verschließen. Der Lieutenant Brisek hat ganz richtig den Weg eingeschlagen, den er wählen mußte, indem er Dich, ohne Beschönigung, eher mit dem Resultate einer eingegangenen Geschäftsverbindung bekannt machte, als Deinen Vater. Er wollte Dir dadurch den Schlüssel zur friedlichen Lösung in die Hände spielen. Jetzt ist es an Dir Deine Gleichgültigkeit für Eschenrode sichtbar werden zu lassen. Er wird Dir das Spiel erleichtern, und die Sache gleitet spurlos in's Weltmeer, höchstens von einigen zudringlich Neugierigen beachtet, während Erörterungen, und seien sie im geheimsten

Gemache bei verschlossenen Thüren und Fenstern vorgenommen, auf einem Lufthauche fortgetragen werden und als öffentliche Geheimnisse glänzen. Die klügste Manier in allen Conflicten des Lebens ist „eine Sache todtschweigen!“

Fanny hatte sehr aufmerksam zugehört. Ihr Mienenspiel zeigte, daß sie ihrer weisheitsvollen Freundin Recht gab. Sie entging beschämenden Geständnissen, wenn sie schwieg und sie entging den unerträglichen Betheuerungen von ungestörter Herzensruhe, wenn sie ihre Erfahrungen Niemandem mittheilte. Hatte sie nicht in Elfriede eine treue Vertraute?

Sie beschloß sich die Bewunderung des Herrn Lieutenant Brisek zu verdienen. Sie beschloß „zu schweigen“ und schlimmsten Falles einen kleinen vorübergehenden Zornausbruch ihres Papa zu ertragen, wenn die Schuld an der Zerstörung seines Lieblingsprojektes sich auf sie wälzen sollte. Wie schwer ihr dies Schweigen aber im Voraus erschien, das verrieth sich in der Hast, womit sie Elfriedens Vorschlag entgegen kam, „mit ihr zu ihren Eltern zu reisen.“

Achtes Capitel.

Während oben im Gartensalon die überraschenden Angriffe auf Mädchenvorurtheile mit bewunderungswürdigem Eifer von dem tapferen Lieutenant gewagt worden waren, hatte sich der Baron Ewald in sein Zimmer zurückgezogen und überlegte besonnen die Schritte, die er zu thun beabsichtigte.

Er hatte keine Ahnung von den gefährlichen Operationen, worin sich sein Freund verstrickte, und er war erstaunt, als er diesen nach ganz kurzer Frist freudestrahlend in sein Zimmer treten und dasselbe vorsichtig verriegeln sah.

„Triumph — der Sieg ist unser!“ schrie er ihm mit gedämpfter Stimme in's Ohr, „Victoria — das Feld ist erobert! Höre, mein Pylades! Ich habe beiden

Fräulein klar zu machen gesucht, daß Du Fräulein Fanny nicht liebst —."

„Beiden? Warum beiden Fräuleins?" fragte Ewald, sichtbar unangenehm berührt.

„Still! Still! Ich habe ihnen erörtert, daß man oft nicht wüßte, was man f ü h l t."

„Aber, Richard —!"

„Ich habe ihnen anschaulich dargethan, daß „irren menschlich ist."

„Aber, mein Gott, wozu Beiden?"

„Ich habe es in ihre Hände gelegt, die Fäden ihres Schicksales selbst zu ergreifen, um sich und Dich aus diesem Labyrinthe zu leiten. Und — Ewald — meine Operationen haben sich als practisch bewährt!"

„Das wollen wir doch erst abwarten," warf Eschenrode verstimmt ein.

„Bewahre, mein Pylades! Es ist Alles im besten Gange! Fräulein Elfriede von Harrowitz weiß jetzt was sie wissen mußte, ohne daß Fräulein Fanny Adam errathen hat, welche tief eingreifende Rolle ihre Freundin bei ihrem Glückswechsel spielt, und das liebe, süße, leichtsinnige Adamskind steht damit unter der strengen Obhut ihrer besonnenen, weisen Freundin, die sie von allen Uebereilungen zurückhalten wird, um ihres eigenen zukünftigen Glückes wegen. Kurzum — die beiden Damen

sind unsere Alliirten geworden, ganz bereit die Kräfte der Großmächte, worunter ich die elterlichen Actienmajestäten verstehe, zu unterminiren."

„Noch verstehe ich Dein Werk nicht zu schätzen," erwiederte Ewald, „allein ich bin gewohnt Dich mit Deiner Gemüthsruhe als mein Vorbild zu betrachten, und will Dich deßhalb nicht tadeln, obwohl ich Deine Machinationen durchaus nicht begreife."

„Das thut auch nichts, wenn nur Fräulein von Harrowitz mich begreift und mich bewundert," rief Brisek sehr heiter. „Die kleine Adamitin wird sich aber für heute meine ganz besondere Anbetung und Vergötterung gefallen lassen müssen. Ihre Laune darf dem Herrn Papa nicht auffallen — ich habe erforscht, daß Fräulein Elfriede den Frauenstolz dieses ungeschulten Kinderherzens zu wecken suchte, und dieser würdige Stolz soll uns die Uebergangsbrücke bauen."

„Willst Du damit sagen, daß Fräulein Fanny mir einen Korb flechten soll?" fragte der junge Edelmann stolz und ruhig.

„Nein, mein Pylades! Das Geschäft des Korbflechtens soll überhaupt vermieden werden. Meine Absicht ging dahin, Fanny's leichtes Wohlwollen für Dich im Keime zu ersticken und eine ausreichende Gleichgültigkeit in ihr zu erwecken. Das ist mit einer kleinen Durch-

gangsperiode von Aerger glücklich gelungen, und wenn die holde Adamitin den Lehren ihrer klugen Freundin folgt, so wird der speculative Vater mit Erstaunen wahrnehmen, daß die Attraction Eurer Herzen nicht ausreichte, um Geld und Adel zu vermälen."

„Ich übergehe also bis auf Weiteres das Scheitern unserer gegenseitigen Speculation mit Stillschweigen?" fragte Ewald mit Kopfschütteln nachgebend.

„Du schweigst, mein Pylades!" versetzte Brisek mit dem Pathos des Muthwillens. „Die klügste Manier in allen Conflicten des Lebens ist: eine Sache todtschweigen, belehrte so eben Fräulein von Harrowitz das zornsprühende, liebe, süße Adamskind und ich wende ihren vortrefflichen Lehrsatz an, um Dich vor dem fürchterlichen Krieg mit Sr. Majestät dem Actienkönig zu schützen. Wir reisen am Abend zusammen ab. Du lässest gleichmüthig durchblicken, daß Deine Freierei zu Ende sein möchte, darauf wird Fräulein Fanny nach den „von Harrowitz'schen Recepten" schon ihre eigene Meinung kundgeben und wenn Du dann in zwei bis drei Tagen wieder eintriffst, um Anstalten zu machen ohne Eclat spurlos zu verschwinden, so wird Dir nichts im Wege sein. Ich vermuthe, daß Fräulein Elfriede das hübsche Adamskind ans Recompense mit sich in die Regionen ihres großherzog-

lichen Lebens entführen wird, um das Trappistengelübde besser beaufsichtigen zu können, das sie klugerweise den Lippen Fannys angehängt hat."

„Richard — ich fühle, daß ich eines Tages Dein dankbarer Schuldner sein werde," sprach jetzt, die vortheilhaft angebahnte Lösung aller Wirrnisse erkennend, der junge Edelmann. „Ich schweige — ja, ich schweige! Möge der Himmel mich segnen, damit ich dann das Verstummen meines Mundes gegen Elfriede lösen kann, wenn Fanny Adam als glückliche Gattin kaltblütig auf unsere vereitelten Pläne blicken kann. Bis dahin schweige ich, mein Freund!"

Der Tag verging weit besser als man zu hoffen berechtigt war.

Brisek war beflissen dem hübschen Mädchen die kleine Demüthigung vollständig vergessen zu machen und nebenbei dem Elternpaare desselben mit exemplarischer Laune die Augen über die wahrhafte Liebenswürdigkeit eines königlich preußischen Artillerielieutenants zu öffnen. Es gelang ihm Alles vortrefflich.

Herr Ewald von Eschenrode sank unter seinen Bemühungen im Preise. Er trat geflissentlich in den Hintergrund und die bethörten Eltern glaubten ihn werthloser, weil er so erscheinen wollte.

Elfriede unterstützte Briseks Bemühungen. Durch

die offenen Darlegungen des jungen Kriegers von erdrückenden Gefühlen befreit, erblühete ihre eigenthümliche, bezaubernde, sanfte Heiterkeit im schönsten Glanze und durchleuchtete mit dem frischen Geistesregen die schwere Atmosphäre, die bisweilen über die Gemüther schlich.

Gegen Abend rüsteten sich die Freunde zur Abreise. Herrn Adams Gesichtszüge spannten sich und sein Blick musterte scharf die gleichgiltigen Mienen seiner Tochter uud ihres Bewerbers. Der sorglose Ton des letztern entwaffnete und der heitere Ausdruck in Fanny's Augen beruhigte ihn. Er schlug vor, die Herren zum Bahnhofe zu begleiten, was von den Damen wegen der drückenden Hitze bestimmt verweigert wurde. Herr Adam aber erklärte mitgehen zu wollen.

Die Zeit drängte. Brisek eilte auf sein Zimmer, um den Reisesack zu ordnen. Herr Adam ging seinen Hut zu holen. Der Zufall vermittelte, daß Fanny sich ebenfalls entfernte und daß Madame Adam abgerufen wurde.

Elfriede und Eschenrode blieben allein.

Das junge Mädchen stand in der Nähe des offenen Balkonfensters. Ihr Blick hing an der lichtrothen Färbung des Abendhimmels, der umschleiert von den

Nebelwolken, nur durch diesen gluthgefärbten Schimmer den Abschied der Sonne verrieth. Sie stand schweigend und als Ewald in rascher ungeahnter Wendung ihr näher trat, da hob sie das Auge zu ihm auf. Mit zärtlichem Ernst ruhete ihr Blick auf ihm. Sie hatten Beide die feste Absicht gehabt, zu schweigen und zu scheiden, aber die Gunst des Zufalles überwältigte ihre herrlichen Vorsätze. Der süße betäubende Duft der Heliotropen, Reseda und Nelken durchzog die Abendluft und leichte Lüftchen führten den Wohlgeruch hinauf zum Balkon, wo er wie märchenhafter Zauber die jungen Seelen durchfluthete.

Einige Momente überwallte unsägliche Verwirrung die sonst so formenfesten Leutchen und raubte ihnen die nöthige Fassung, dann aber trat Elfriede hastig, zitternd, von der Gluth innerer Aufregung übergossen, auf Eschenrode zu und sagte:

„Ich bin Ihnen eine Abbitte schuldig, Herr von Eschenrode, ich leiste sie hiermit und genüge damit meinem Herzen, dem dies Pflicht war. Vergeben Sie mir, was ich gegen Sie verbrach — ich sündigte im Irrthume!"

Ewald ergriff ihre dargebotene Rechte, führte sie an seine Lippen und behielt sie fest in seiner Hand. Seine Bewegung verhinderte ihn an einer Antwort. Eine Pause,

unter der reinsten irdischen Seligkeit verflossen, reichte hin das Band unauflöslich zu machen, das unbewußt ihre Seelen längst vereinigte.

„Elfriede — Sie haben mich mir selbst wieder gegeben —," begann endlich sehr leise der junge Edelmann, „der Weg, welchen ich betreten hatte, würde mit Selbsterniedrigung geendet haben!"

Das Fräulein lächelte ihn innig an. Ganz unwillkürlich legte sie ihre andere Hand auch in seine Rechte und neigte, erröthend, die Stirn ein klein wenig. Es schien als zöge eine unsichtbare Fessel sie einander näher, als wolle die Seele der Seele im süßen Kusse sich zu eigen geben.

Aber sie ermannten sich. Elfriede zog die Hände zurück — Ewald verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verließ langsam den Gartensalon.

Gleich darauf trat Herr Adam wieder ein und ihm folgte Brisek mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit Madame Adam überhäufend, die er am Arme einführte. Der kleine Familienkreis schloß sich noch ein Mal, um den Thee einzunehmen, wobei Madame Adam mit aller nur möglichen Eleganz präsidirte. Eine weiche sanfte Stimmung beherrschte Alle. Als wüßte man, daß sich die Ringe des Verbandes, der wochenlang eine gewisse Spannung und Lebendigkeit erhalten hatte, nun lösen

würden, als fürchte man eine Annehmlichkeit des Lebens aufgeben zu müssen, so mild und leise verkehrte man miteinander. Selbst Herr Adam, der Lust hatte, tüchtig verdrießlich zu sein, wurde von dieser Stimmung besänftigt und verwandelte seinen Verdruß in stilles Bedauern.

So schieden sie endlich, fremd und höflich von außen — innerlich mannigfach bewegt. Ewald versprach in drei Tagen zurück zu sein, um dann direct noch seinem Besitzthume Eschenrode abzugehen. Herr Adam schien den Sturz seiner Hoffnungen schon zu begreifen, aber er verrieth nichts davon. Er begleitete die Freunde bis zum Bahnhofe und zog es vor, an diesem Abende nicht in sein Haus zurückzukehren.

Dadurch vertagte er jedoch nur seine Erfahrungen um einige Stunden.

Schon am nächsten Tage erklärte Fräulein von Harrowitz, daß sie nach einem speciellen Befehle ihres Vaters zu Hause erwartet werde. Herr Adam runzelte seine Stirn und bat, „nur noch einige Tage zu verweilen.“

Das Fräulein bezog sich auf die väterlichen Befehle und blieb fest bei ihrem Vorsatze. Wer malt das Erstaunen des großen Speculanten, den seine Zeitgenossen als Actienkönig bezeichneten, als plötzlich seine

Tochter Fanny lebhaft die Bitte aussprach, ihre Freundin begleiten zu dürfen.

Mit großen verwunderten Augen schaute Herr Adam sie an.

„Was würde Herr von Eschenrode sagen, wenn er Dich nicht zu Haus fände?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Papa — eben Eschenrodens wegen möchte ich mit Elfriede reisen,“ entgegnete Fanny mit liebenswürdigem Freimuthe. „Ich passe nicht für Eschenrode — zwischen uns waltet auch nicht der kleinste sympathetische Zug — wenn er mich nicht zu Hause findet, so mag er dies als eine Antwort auf unausgesprochene Fragen nehmen. Damit aber braucht sich das Geschäftsverhältniß zwischen ihm und Dir keineswegs zu lösen, eben so wenig wie unsere freundschaftliche Verbindung, bester Papa. Eschenrode ist ein liebenswürdiger Cavalier — ich läugne das nicht, allein im Grunde meines Herzens regt sich die Ueberzeugung, daß mein Interesse für einen zukünftigen Gatten tiefer sein wird. Ich bin jung, nicht häßlich und nicht arm — wozu sollte ich mich wohl bei der Wahl meines Gatten übereilen!“

Herr Adam hörte sprachlos vor Ueberraschung der Rede Fanny's zu, die sie jedenfalls untec dem Beistande

Elfriedens memorirt hatte und als sie schwieg, antwortete er nichts weiter als:

„Das ist die erste Speculation, die mir mißglückt ist, mein Kind, allein ich bin weit entfernt, tyrannisch und despotisch Deine Schritte zu beschränken. Fahre in Gottes Namen mit Fräulein von Harrowitz. Das Weitere mag sich von selbst gestalten!“

Neuntes Capitel.

Der Sommer hatte sich nach gehöriger Sonnenhitze und unvermeidlichen Gewitterstürmen zur Ruhe begeben und der Herbst neigte sich mit den ersten Tagen des Decembers seinem Ende zu, als der Artillerielieutenant Brisek eines Morgens von der tröstlichen Nachricht überrascht wurde, daß sonderbar rasch aufeinander folgende Todesfälle in seiner Brigade ihm wider alle Erwartung schon jetzt den Titel Hauptmann verschafft hätten. Mit zufriedenem Lächeln empfing Brisek die Ernennung, welche seit Jahren das Ziel seiner Wünsche gewesen war, und er übersah in der Freude über das ersehnte Patent den zweiten Brief, den sein Bursche ebenfalls aus den Händen des Postboten erhalten und auf den Tisch gelegt hatte.

Seelenvergnügt warf er sich aufs Sopha, um sich

dem Genusse einer verständigen Luftschloßbauerei nach neuestem Style hinzugeben. Seine Einbildungskraft bevölkerte sich merkwürdigerweise bei diesem eingetretenen Avancement — das ihm zwar noch keine freie Heirat gestattete, aber dieselbe doch erleichterte — sogleich mit einigen Familienbildern, wobei „seidene Vorhänge, Causeuse mit Sammt, Fauteuil mit Plüsch bezogen, türkische Teppiche und practische Kronenleuchter“ durch seine Phantasie flatterten und ein hübsches aufgebauschtes Mädchen mit rosenrothen Wangen, vollen weißen Armen und üppigem Wuchse dazwischen gaukelte. Eine ziemliche Weile ergab er sich fast unbewußt seinen Erinnerungsmalereien und als er endlich daraus erwachte, sah er sich schamroth nach allen Seiten um, ob auch Niemand seine vemessenen und thörichten Träumereien hatte belauschen können.

Schnell sprang er auf, griff mit etwas trübseligem Blicke und bedeutungsvollem Kopfschütteln nochmals nach dem Patente, durchlas es abermals und murmelte dann:

„Ja, wenn es der Hauptmann von Brisek wäre —! Und dann? Sechszigtausend Thaler Mitgift erdrücken meine Phantasie — fort mit der hübschen kleinen Adamitin aus meinen Träumen! Es taugt mir nichts und es hilft mir nichts! Fort!“

Diese Selbstbefehle kamen nicht aus einem ganz ruhigen Innern, sondern wurden nur von einer gewissen männlichen Sprödigkeit dictirt, die sich sträubt etwas im Herzen als richtig anzuerkennen, was längst unbestreitbare Rechte erlangt hat. Nachdem Brisek im Sommer seinen Freund aus der peinlichen Stellung zum Hause Adam errettet und die Weisheit Elfriedens den weitern Weg zur stillen Auflösung aller Verbindlichkeiten zwischen den speculirenden Herren gebahnt hatte, war Herr Adam in einem Anfluge von Verlegenheit mit erhabener Großmuth dem zurückkehrenden Herrn von Eschenrode entgegengekommen und hatte ihm unverzüglich bedeutende Darlehen zur Disposition gestellt, ohne der frühern Verabredung nur mit einer Sylbe Erwähung zu thun. Eschenrode zeigte sich offen und ehrlich, sehr dankbar für diese Gefälligkeit. Er schied als Freund von denen, die er unter andern Verhältnissen, als den beabsichtigten, mit wahrer Hochachtung zu betrachten geneigt war. Seitdem hatte sich Eschenrode mit Eifer der Regulirung seiner Familienangelegenheiten unterzogen und zwar mit sichtlichen Glücke.

Als Brisek einigermaßen wieder aus seiner Hauptmannsträumerei zum wirklichen Leben zurückkehrte, fiel natürlich sein erster Gedanke auf seinen Pylades und

daß er ihm eine schleunige Benachrichtigung seines Avancements schuldig sei.

Er schritt eilig seinem Schreibtische zu und siehe da, dort lag ein Brief von diesem. Jubelnd nahm er ihn zur Hand, riß das Couvert herunter und sprach fröhlich:

„Was schreibt denn der alte Junge? — „Geht prächtig, alles erwünscht — eine höhere Hand scheint oftmals ausgleichend über den schwierigsten Verhältnissen zu ruhen!“ Das klingt vortrefflich! Gott sei Lob und Dank dafür!“ unterbrach er seine Lectüre. „Was schreibt er weiter? — „Ich habe Elfriede wieder gesehen! Der Zufall führte mich in der vorigen Woche nach Braunschweig und die erste Dame, die mir in der Gegend des Lessingdenkmals entgegen kam, war Fräulein von Harrowitz in Begleitung ihres Vaters. Mein Herz drohte in der freudigen Ueberraschung still zu stehen, allein ich gewann es wirklich über mich, als gutgeschulter Cavalier alle Vesuvausbrüche zu bewältigen. Sie war blühender, schöner und lieblicher als je und ihr Blick, ihr Lächeln und das leise seltsame Beben ihrer Stimme verriethen mir genug, um mich zu beseligen. Natürlich lenkte sich das Gespräch sogleich auf Bohrendorf und Adams. Herr von Harrowitz lobte die Familie und bedauerte nur, daß die Schwäche des Vaters viel=

leicht eines Tages seine gute liebenswürdige Tochter Fanny in's Unglück stürzen würde. Durch einige Gesprächswendungen erfuhr ich dann, daß mein ehemaliger Rittmeister, von der Port, jetzt der begünstigte Freier sei und daß sich Fräulein Fanny, behufs dieses Arrangements, in wenigen Tagen nach Deinem Wohnorte verfügen würde. Du wirst sie also wahrscheinlich schon gesehen haben. Grüße sie von mir und suche mein Andenken in ein gutes Licht zu stellen. Daß von der Port dieses gute Kind erobert hat, ist ein unverdientes Glück. Er hat wüst gelebt und wird ferner wüst leben — allein, wie Herr von Harrowitz ganz richtig sagte: „es ist nichts dagegen zu machen!“ So wie Fanny verheirathet ist, erkläre ich mich gegen Elfriede und werde ihr die fernere Ausgleichung unserer Stellung zu Adams überlassen. Ich bin neugierig auf Deinen nächsten Brief —!“

„Ja, mein Pylades, Du hast Ursache neugierig zu sein,“ murrte Brisek mit ingrimmigen Blicken. „Was? Von der Port? Von der Port soll der Gatte des schönen Adamkindes werden — von der Port? Und „dagegen wäre nichts zu machen?“ Das wollen wir doch versuchen! Also Fanny ist hier — hier in diesen Mauern? Recognosciren wir, wo sie steckt und blockiren wir ihr Asyl.“

Brisek dachte nicht mehr daran seinem Freunde die

erwünschte Veränderung seiner Charge zu melden, er dachte nur an Fräulein Fanny Adam und an den Rittmeister von der Port. Sein redliches Herz würde sich immer in christlicher Barmherzigkeit geregt haben, wenn er gehört hätte, daß ein unschuldiges liebes Mädchen den Klauen dieses abgelebten Roués überantwortet werden solle, allein hier war es noch etwas Gewichtigeres, als bloße Barmherzigkeit, was sein Blut rollen, sein Herz klopfen und sein Auge blitzen ließ.

Wenn ein Mann wie der neucreirte Hauptmann Brisek sich ein Ziel gesteckt hat, so steuert er mit consequenter Ruhe darauf los ohne sich an gelegentliche Blutwallungen zu kehren. Noch an demselben Tage brachte er in Erfahrung, daß Fräulein Fanny aus Bohrendorf bei der Majorin von Wettin, einer Cousine des Rittmeisters von der Port, zum Besuche sei, und daß man sich als ein öffentliches Geheimniß ihre Verlobung mit demselben in die Ohren flüstere.

Diese Nachricht lautete in so fern günstig, weil Brisek zum Major Wettinschen Hause sehr freundschaftlich stand, er sich also ohne ridicüle Zudringlichkeit erlauben konnte, sogleich daselbst vorzusprechen, um die Bekanntschaft mit Fräulein Adam zu erneuern. Aber auf der andern Seite erschwerte dieser Umstand seine Absicht die junge Dame vor der Verbindung mit Herrn von der

Port zu warnen, weil er von Wettins selbst den Lebenswandel desselben erfahren hatte und er durch Anwendung der dort erlangten Kenntniß in eine schiefe Stellung zu seinen Bekannten kam.

Allein, wie gesagt, Hauptmann Brisek commandirte sich selbst zum Sturmschritt auf diese Affaire los und ging noch an demselben Abend, mit sehr unschuldigem Gesichte zu Frau von Wettin, um ihr persönlich sein Avancement, das sie freilich schon wissen konnte, mitzutheilen.

Er fand die Majorin allein und in der besten Laune. Sie gratulirte ihm fröhlich und gab ihm sogleich den guten Rath sich nun schleunigst nach einer Braut umzusehen. Frau von Wettin gehörte zu den seltenen, sehr glücklichen Frauen, die alle Männer für gut halten und jede Ehe für zweckmäßig, wo Geld genug vorhanden ist zum Ganz des Lebens. Sie erklärte die Fehler der Männer für Eigenthümlichkeiten, die man respectiren müsse, um Frieden zu halten, und sie befand sich so wohl bei ihren Maximen, daß sie sorglos jede Heirath begünstigt haben würde, die noch weit gewagter war, als eine Verbindung zwischen ihrem lebenslustigen Vetter Alfred von der Port und dem reichen Kaufmannstöchterchen Fanny Adam. —

Kaum waren die ersten Begrüßungen zwischen ihr

und Brisek vorüber, so erzählte sie ihm mit geheimnißvollem Lächeln, daß sie Besuch habe, und daß es mit diesem Besuche eine besondere Bewandtniß habe.

Brisek schlug eine weitere, für ihn bindende Erklärung glücklich ab, forschte gar nicht nach dem Namen des Besuches, und ließ die sprachlustige Dame weder zu vertraulichen Mittheilungen, noch zu Darlegungen von Plänen kommen. Er fragte beiläufig nach dem Major und wurde darauf belehrt, daß dieser mit seinem schönen Gaste eine Weihnachtsausstellung besichtige, aber sehr bald zurückkommen werde.

„Sie bleiben, lieber Brisek, und nehmen den Thee bei uns ein,“ bat die Majorin.

Brisek hatte nur auf diese Einladung gewartet, um es sich sogleich sehr bequem zu machen und der Ankunft Fanny's mit verstellter Gleichgiltigkeit entgegen zu leben.

Was er eigentlich beabsichtigte? Er wußte es selbst nicht. Fanny sehen? Fanny warnen? Fanny bewundern? Fanny —

Er dachte das fürchterlich schöne Wort nicht aus, denn ein helles frisches Gelächter auf der Treppe verkündete ihre Ankunft.

Sein Herz begann mächtig zu pochen. Er stand auf und beschäftigte sich sehr jünglingsmäßig mit dem

häßlichen Papagei der Majorin, der jeden in den Finger biß, der ihn liebevoll streicheln wollte. Die Majorin merkte nichts und ging arglos ihrem hübschen Gaste entgegen.

Der Papagei belohnte richtig seine gezwungenen Aufmerksamkeiten mit einem rechtschaffenen Biß in seinem Daumen und als er sich halb ärgerlich darüber umwendete, da stand Fräulein Fanny in der herrlichsten Wintertoilette mitten im Zimmer.

„Mein Gott, Fräulein Adam!“ rief Brisek mit gutgespielter Verwunderung.

„Guten Abend, Herr Lieutenant —,“ entgegnete sie heiter und hielt ihm die Hand hin.

„Hauptmann —,“ corrigirte die Majorin muthwillig und pathetisch, „Hauptmann Brisek, liebe Fanny — aber um's Himmels Willen, woher kennt Ihr Euch denn?“

Fräulein Fanny lächelte schelmisch und vertraulich zu Brisek hinauf.

„Ach unsere Bekanntschaft begann mit einer fürchterlichen Geschichte, nicht wahr?“

Dann sich schnell ganz zu der Majorin wendend, sagte sie schmollend:

„Denken Sie sich, Mama, Alfred kommt nicht heute Abend.“

Ein Stich ging durch des tapfern Hauptmanns Herz und sein Busen quoll von Theilnahme.

„O weh — sie ist schon verloren — verloren! Armes Kind!“ dachte er, nach seiner Meinung ganz ohne Selbstsucht. „Sie nennt ihn schon Alfred! Eine verwünschte Vertraulichkeit!“

„Lassen Sie ihn gehen, Fanny! Die Männer müssen sich frei von und zu uns begeben können. Zwang erkältet sie für unsere Gesellschaft,“ entgegnete die Majorin.

Fräulein Fanny warf aber, nicht erbaut von dieser Lebensphilosophie, schmollend den Kopf zurück und flüsterte: „Zehn Jahre später hätte ich nichts dagegen.“

Brisek sah schnell nach seiner Mütze, die er abgelegt hatte und dachte: „Es ist am Besten, daß ich gehe, — denn Ewald hat Recht, dagegen ist nichts mehr zu machen!“ Aber sehr schnell änderte er seine Meinung, als jetzt Fräulein Fanny hastig Hut und Mantel dem eintretenden Diener hinreichte und sich mit herzlicher Traulichkeit dicht neben ihn setzte. Sie fragte nach Ewald von Eschenrode, freute sich, daß es ihm gut ging, erzählte von Elfrieden und schien über dieses Thema den Herrn von der Port gänzlich zu vergessen, bis Brisek endlich selbst wieder auf ihn zurück kam.

Der Schauplatz hatte sich während dieses kurzen,

sehr lebhaften Gesprächs außerordentlich günstig verändert. Die Majorin war in ihre Kinderstube gewandert und der Major von einer Ordonnanz abgerufen.

Brisek, immer geneigt seinen Impulsen zu folgen, faßte schnell entschlossen das Fräulein plötzlich fest ins Auge und fragte mit tiefem wichtigem Ernste:

„Wie soll ich das Interesse deuten, Fräulein Fanny, das Sie an der Gesellschaft des Herrn von der Port verriethen — sind Sie mit ihm verlobt?"

„Und wenn ich's wäre?" fragte Sie dagegen, erröthend vor dem Blicke, der bis in ihr Herz hineindrang.

„Lieben Sie den Herrn von der Port, Fräulein Fanny?"

„Und wenn ich ihn liebte? Was würden Sie dagegen haben?"

„Ich würde Sie bedauern —," flüsterte Briesek sehr weich und innig. „Ich würde Sie von Herzen beklagen!"

Fanny schaute verwundert und ärgerlich zugleich in sein Gesicht. Seine innere Bewegung mochte sich nicht so deutlich, wie er sie fühlte, in seinem Mienenspiele ausprägen, allein etwas drang doch aus den sonst so charakterfesten Zügen hervor, was sie nachdenkend machte und ihren Zornausbruch hemmte. Ziemlich ru-

hig, wenn auch mit einer bedeutenden Beimischung von Impertinenz entgegnete sie:

„Sie durchkreuzen meine Wege auf eine wunderbare Weise, mein Herr Hauptmann! Als Eschenrode mich nicht liebte, beeilten Sie sich locomotivartig mich davon in Kenntniß zu setzen. Wozu? Das habe ich bis dahin mit meinem schwachen Verstande noch nicht eingesehen. Jetzt nun, wo mich ein liebenswürdiger Cavalier wirklich liebt — ich weiß dies nämlich schon ganz gewiß, mein Herr Hauptmann — jetzt haben Sie nichts Eiligeres zu thun, als mir die Versicherung zu insinuiren, daß Sie mich bedauern und beklagen. Was bewegt Sie zu diesen Handlungen?"

„Theilnahme!" sprach Brisek mit gepreßter Stimme. Er begann das Mißliche seiner Offenheit zu begreifen und wünschte sich feigherzig weit hinweg von dem Kampfplatze seiner Thaten.

„Theilnahme? Theilnahme für mich? Thörichte Ausrede! Weswegen bedauern und beklagen Sie mich denn bei Port's Liebe?"

„Port's Liebe schadet Ihnen nichts und sie schadet auch ihm nichts, aber im Falle Sie ihn lieb gewonnen hätten, würde ich Sie bedauern!" entgegnete Brisek völlig wieder ruhig und gefaßt, indem er aufstand und nach seiner Kopfbedeckung griff.

„Und weshalb?“ fragte das junge Fräulein sehr keck.

„Weil der Rittmeister von der Port Ihrer unwürdig ist!“

„Meiner unwürdig, —“ rief Fanny etwas erschrocken. „Wie so?“

„Die Unschuld Ihrer Jugend paßt durchaus nicht zu den Erinnerungen seiner durchlebten Jugend und die Reife seines Mannesalters hat ihn nicht von den elenden Lebenszwecken abwendig gemacht, denen er von früh an gehuldigt hat!“

Fanny stand mit spöttisch verzogener Lippe vor ihm und sah ihn starr an.

„Darf ich ihm das sagen, mein Herr Hauptmann?“ fragte sie heftig, als er schwieg und mit einer leichten Verbeugung das Zimmer verlassen wollte.

Brisek stutzte. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erkenntniß der schweren Folgen, die unabwendbar waren, wenn von der Port von seiner handgreiflichen Warnung Nachricht erhielt. Sein Leben war verwirkt. Eine Forderung auf Pistolen unausbleiblich und der Rittmeister von der Port, ein vollendeter Schütze, hatte den erstzn Schuß.

Einen Moment gebrauchte er, um diese Resultate an sich vorüberfliegen zu lassen, dann neigte er sich

nochmals vor den jungen Mädchen und antwortete klar und fest:

„Ja, mein Fräulein. Ja, wenn Sie es für nöthig halten!“

Er verließ das Zimmer, verabschiedete sich unter einem Vorwande von dem Major und bat ihn, sein Weggehen bei seiner Gemahlin zu entschuldigen.

Unter verworrenen Empfindungen eilte er nach Hause.

Mit der verdrießlichen Miene eines Mannes, der seine Maßregeln gescheitert sieht, ohne einmal das Mitleiden seiner Nebenmenschen dafür in Anspruch nehmen zu können, weil Hohn und Spott näher lagen als Mitgefühl, warf er sich in sein Sopha. Sein Auge blickte finster und die fest zusammengekniffenen Lippen verriethen einen Kampf zwischen Scham und Aerger. Er brauchte eine lange Zeit, um sich selbst aus dem Chaos seiner Gefühle herauszuarbeiten, als ihm dies jedoch gelungen war, da brach sein alter gewohnter Muth wieder siegend hervor.

Er stand auf, ging zu seinem Schreibschrank und holte ein kostbares Pistolenkästchen hervor. Es war das letzte Geburtstaggeschenk seines Freundes Ewald.

Prüfend beschaute er sie von allen Seiten. Es war möglich, daß er sie gebrauchen mußte. Sein Blick

senkte sich ruhig in die runde Oeffnung der Läufe, der Gedanke an seinen Tod in Folge seiner Warnungen hatte für ihn nichts Furchtbares, obwohl das Leben in schöner Heiterkeit vor ihm lag. Es that ihm auch keineswegs leid, das gesprochen zu haben, wozu ein Augenblick ihn hingerissen. Als Mann von Ehre mußte er die Wahrheit seiner Behauptung aufrecht halten und schlimmsten Falles mit seinem Blute besiegeln. Was war da zu machen!

Nach solchen einleuchtenden Ehrengesetzen blieb ihm nichts übrig als sich auf seinen Tod zu präpariren. Das that er denn sogleich auf eine würdige und höchst mannhafte Weise.

Er setzte das Pistolenetui auf den Tisch und stellte sich ernsthaft vor den erleuchteten Spiegel, aus welchem ihm sein eigenes Bild ebenso ernsthaft entgegenschaute. Er sah fest in seine Augen hinein und redete sich selbst mit heller Stimme an:

„Richard Brisek, bereite Dich zum Tode vor und lege Dir selbst aufrichtig Beichte ab, damit Du Dich absolviren oder Dir Dein Verdammungsurtheil sprechen kannst. Ueberlege in Ruhe einmal den Antrieb Deiner Handlungen und stelle die wichtigen Folgen daneben. Richard Brisek hast Du Dich nicht vom Zeitgeiste packen lassen, der Dir ein Leben in spielend

erobertem Reichthume als ein Götterleben vormalte? Hast Du nicht in lächerlicher Träumerei das Mädchen, das des Lebens Ueberfluß in Deinen Schooß streuen kounte, als Dein gedacht und in thörichter Einbildung an eine Möglichkeit geglaubt, ihre Hand zu erringen? Ja, Richard Brisek — ja, das hast Du! Schäme Dich auf solchen Pfaden gewandelt zu sein! Wie? — Richard Brisek — mir, Auge in Auge, willst Du weiß machen, daß Du auch einem armen Mädchen, wenn Du es geschätzt hättest, wie Fräulein Fanny Adam, diesen Dienst geleistet haben würdest? Wie? Willst Du mir etwas vorlügen, daß Du diese Fanny auch ohne ihr Geld lieben könntest? Wie, Du willst behaupten, daß nicht der Zeitgeist, der die Geldsäcke lieber hat, als die Frau, Dich zu dem hübschen Mädchen zieht, daß ihr fröhlicher Sinn Dich gefangen genommen, daß ihr rosiges Gesicht, ihre schönen vollen Schultern, daß ihre reizenden weißen Arme und Hände, daß ihr reiches Haar Dich bezaubert hat? Wie — Richard Brisek, Du gestehst mir zu sie zu lieben, ganz so zu lieben, wie man seine Erwählte fürs Erdenleben lieben muß? Armer Richard Brisek —! Wie konntest Du so dumm sein, da Du wußtest, welche Bedingung sich an das Geschenk dieser mit sechszigtausend Thalern bewaffneten Hand der reizvollen Adamitin

knüpft. Geh fort, Richard Brisek! Dieser Schwabenstreich macht Dich unwürdig mir, Deinem edlern Ich, ferner in's Auge zu sehen! Rechts um schwenkt —"

Brisek commandirte sich wieder in's Sopha zurück und von da, nach sehr langen hübschen Träumereien, die mit der Frage des Fräulein Adam endigten: „Darf ich ihm das sagen?" an den Schreibtisch, woselbst er seinem Freunde Eschenrode einen launigen Brief über seine Ernennung als Hauptmann schrieb, aber von den bevorstehenden Möglichkeiten nicht ein Wort erwähnte. Nachdem er das Werk vollbracht, legte er sich seelenruhig ins Bett und schlief ohne Beunruhigung bis zum Morgen, wo er sich bereit hielt eine Herausforderung seines glücklichen Nebenbuhlers mit Anstand entgegen zu nehmen. Aber Stunde an Stunde verstrich. Es erschien kein Cartelträger. Der Abend kam heran. Geflissentlich hatte Brisek sein Quartier nicht eine Minute verlassen, um den Abgeordneten des Rittmeister von der Port nicht zu verfehlen. Die Nacht deckte abermals ihre dunkeln Schleier über die Erde und es brach wiederum ein Morgen an.

Brisek wurde ungeduldig. Er beschloß mindestens sich nicht länger einzusperren. Eben legte er die Uniform an, als es klopfte.

„Herein!“ rief Brisek, und stellte sich kriegerisch kühn mitten in die Stube.

Der Major von Wettin erschien auf der Schwelle.

„Ah —! Endlich!“ rief Brisek ihm entgegen. „Endlich —! Ihr habt Euch lange besonnen, oder ist's erst gestern zu Tage gekommen? Ich bin bereit zu jeder Satisfaction, mein lieber Freund Major, muß aber bedauern, daß ich noch mit dem letzten Athemzuge wiederholen werde, was meine Ueberzeugung ist. —“

Der Major sah, auf der Schwelle stehen bleibend, den Hauptmann groß an.

„Brisek — es rappelt wohl bei Ihnen!“ erwiederte er ganz gemüthlich. „Ich habe keine Zeit zu ihren metaphysischen Darstellungen, und wollte Ihnen bloß auf ausdrücklichen Wunsch unseres liebenswürdigen Gastes, des Fräuleins Adam, mittheilen, daß dieselbe um zwölf Uhr mit dem Courrierzuge abreist, und Sie fragen läßt, ob Sie Bestellungen an Fräulein Elfriede zu machen hätten.

Brisek sperrte die Augen weit auf und schärfte seine Ohren. Der Major fuhr fort:

„Die junge Dame hat gestern dem Vetter Alfred von der Port einen handfesten Korb geflochten, worin sie ihm mittheilte, daß sie vor der Hand noch nicht Willens sei „wegen einer L'hombrepartie bei der odiösen

Frau von Mahlmann hintenangesetzt zu werden und deßhalb seine Bewerbungen ein für alle Mal abweise." Das Fräulein hat Recht! Alfred ist unverbesserlich leichtsinnig und seine Verhältnisse entsetzlich derangirt. Fräulein Fanny fragte mich auf's Gewissen darnach, und ich habe ihr klaren Wein eingeschenkt. Es wäre Schade um das liebenswürdige Mädchen gewesen. Nun, Sie sind ja ganz stumm und sehen aus, als ärgere Sie etwas? Haben Sie Aufträge für Fräulein Fanny, so eilen Sie, daß Sie zu uns kommen. Es ist eilf Uhr — ich muß fort, Brisek. Der Dienst nimmt mich in Anspruch — Sie könnten mir den Gefallen erweisen und Fräulein Fanny zur Eisenbahn begleiten, meine Frau erwartet Sie. Adieu!"

Wie im Traume befangen starrte Brisek dem Forteilenden nach. Welch' ein Wechsel der Verhältnisse! Es erhöhte den Werth Fanny's bedeutend in seinen Augen, daß sie so energisch von seinen Warnungen abstrahirt und sich durch eigene Wahrnehmungen von der Unwürdigkeit ihres Bewerbers überzeugt hatte. Er mußte noch zu ihr. Sein Herz erwachte stärker nach der Fessel, die er barbarisch darüber geworfen hatte. Nicht, daß er mit Hoffnungen zu ihr eilte, aber mit Freude über ihr kluges Schweigen, welches sie mit Rücksicht auf ihn beobachtet hatte.

Der Einfluß der Unterdrückung hebt und fördert die Gefühle immer. Mit fliegenden Schritten erreichte Brisek die Wohnung des Majors. Am Fenster stand Fanny und sah ihm entgegen.

Ja, wenn es uns möglich wäre, nun den Verlauf der folgenden Scenen recht anschaulich zu malen! Aber wir geben es von vorn herein auf, weil es ganz gewiß von unsern Lesern als eine „Ueberstürzung" betrachtet werden würde, die sich kaum vor den Gesetzen der Schicklichkeit verantworten ließe und die noch dazu an die Grenzen der Unwahrscheinlichkeit streifte.

Genug, es währte keine zwei Minuten, so hielt der freudenberauschte Richard Brisek eine fröhliche Braut in seinen Armen, und küßte mit Entzücken die rothen Lippen Fanny's, die sie ihm willig und gerne darreichte. Wie das gekommen war? Sie wußten es alle Beide nicht und wir wollen es auch nicht weiter erörtern.

Ihre gegenseitigen Erklärungen reducirten sich darauf, daß sie Beide seit beinahe achtundvierzig Stunden an nichts Anderes gedacht hätten, als daß es das höchste Glück sein würde, einander angehören zu können. Nun, dazu war wohl die beste Aussicht und daran beruhigten sich endlich ihre Gemüther.

Nachdem sie in glückseligem Leichtsinne einige Duzend Küsse ausgetauscht und sich von ihrer gegenseitigen

Zärtlichkeit hinreichend überzeugt hatten, trat die Wirklichkeit wieder in ihre Rechte und entriß den Lippen des Hauptmanns den Ausruf:

„Aber, mein süßes Mädchen — Dein Vater!“

„Still — still!“ flüsterte Fanny sehr eilig von ihm wegtretend und ihren kunstvoll gewundenen Scheitel mit beiden Händen glatt streichend, was unter uns gesagt, sehr nöthig war.

„Still, das findet sich — aber für jetzt nur eine weit nothwendigere Verabredung. Die Majorin macht Toilette. Sie wird gleich fertig sein. Vor allen Dingen darf hier im Hause Niemand ahnen, daß mein Korb an Herrn von der Port mit Dir, Du böser Mensch, in Verbindung steht.

„Wir müssen unser Bündniß, das „auf Ehre“ einer Uebereilung sehr gleich sieht, noch eine Zeit lang geheim halten —“

„Aber Ewald, meine Lieb' — Ewald darf es doch wissen?“ fiel Brisek bittend ein.

Fräulein Fanny verneinte dieß. Brisek versuchte sie zu überreden. Sie schüttelte beharrlich den Kopf.

„Ewald am wenigsten,“ sprach sie bestimmt. „Was sollte der von mir denken! Nein, es erfährt Niemand etwas von meiner Verlobung mit Dir, als meine Her=

zensfreundin Elfriede, die ich auf meiner Rückreise besuchen werde!"

Brisek lachte. Sein Hang zur Offenherzigkeit spielte ihm den Streich, daß er eine Andeutung sehr verdächtiger Natur fallen ließ, die im Stande gewesen wäre, bei einem weniger seelenvollen, gutmüthigen Mädchen eine kleine Bitterkeit gegen die liebste Freundin anzusetzen.

Fanny begrüßte das Licht der wahren Erkenntniß allerdings zuerst mit einem glühenden Erröthen und einem Blicke, der nicht frei von bitterer Empfindlichkeit war, allein ihr Gefühl wechselte schnell und der Schatten wich sogleich von ihrer klaren Stirne, als sie fragte:

„Elfriede —? Elfriede und Ewald? Sind Beide einig? Haben Sie sich schon in unserem Hause erklärt?"

Brisek verneinte es eifrig und stellte jedes Verhältniß zwischen ihnen bestimmt in Abrede. Er gab aber zu, daß sein Scharfsinn ihn gewiß nicht auf Abwege geführt habe, als er das Interesse beiderseitig erklärte.

Jetzt lachte das junge Mädchen fröhlich auf.

„Habe ich's meinem Papa nicht gleich gesagt — habe ich's nicht im innersten Herzen gefühlt, daß ich

neben Elfrieden in den Augen eines Edelmannes reinsten Wassers total verschwinden müsse! Aber „auf Ehre" mein tapferer Hauptmann, ich bin zufrieden mit dem Tausche."

Ein heißer Kuß belohnte ihr Geständniß.

„Was wird jedoch Dein Papa dazu sagen?" fragte der tapfere Hauptmann sehr kleinlaut, als Fanny geschwind wieder aus seinen Armen schlüpfte.

„Papa hat noch zwei Töchter," entschied das Mädchen.

„Er mag seine Speculationen mit denen versuchen."

„Ja, mein Lieb — wir wollen ihm hilfreich die Hand dazu geben!" rief Brisek freudig von dieser Resolution berührt.

„Laß ihn sein Geld denen geben —"

„O — nein!" fiel Fanny ein. „Wir können unser Geld auch brauchen."

„Meine Verhältnisse sind Gottlob geordnet," fuhr Brisek fort.

„Was ich als Officier in vorgerückter Charge noch gesetzlich aufweisen muß, das besitze ich aus dem Nachlasse meiner Eltern."

„Ist mir ganz egal, Freund meiner Seele —," beharrte das Fräulein. „Papa hat mir sechzigtausend

Thaler Mitgift ausgesetzt, und die soll er mir bei Heller und Pfennig ausliefern. Was thut's, ob Du von Adel bist oder nicht — das Geld kann ich immer verlangen!"

Die Majorin trat ein. Sie fand ihre jungen Freunde höchst ehrbar in einiger Entfernung von einander sitzen und nur das Schelmenlächeln Fanny's würde sie über das Ereigniß haben belehren können, wenn sie sonst darauf geachtet hätte.

Schluß-Kapitel.

Mit rachebrütenden Plänen im fröhlichen Herzen langte Fräulein Fanny Adam bei ihrer Freundin an, die sie an der Schwelle ihrer Hausthür mit Erstaunen betrachtete und begrüßte. Sie kam ihr unerwartet. Ein merkliches Herzpochen legte diesem unerwarteten Besuche sogleich einen besonderen Grund unter, und als sie erst dieß glückstrahlende Lächeln auf dem reizenden Gesichte Fanny's und ihr geistig verklärtes Auge sah, da machte sie sich auf sonderbare Nachrichten gefaßt.

Sie sollte nicht lange darauf warten. Kaum sah sich Fanny mit ihr allein, so begann sie in der Zweideutigkeit eines hervorbrechenden Muthwillens:

„Hast Du meinen Brief erhalten, Frieda?"

„Den mit der Nachricht von dem ausgetheilten Korbe an den Rittmeister von der Port?"

„Ja, ja! Und ich bin dennoch Braut —," frohlockte das schelmische Mädchen.

„Vom Rittmeister?" fragte Elfriede mißbilligend.

„Nein, o nein! Zufälliges Zusammentreffen — aufgeklärte Mißverhältnisse —"

Elfriedens Herz durchzog ein Bangen ohne Gleichen.

„Schneller Entschluß — zärtliche Hingebung," fuhr Fanny fort, trotzdem eine fahle Blässe das Gesicht ihrer Freundin entstellte und ihre Hand bebend nach einer Stütze suchte. „Genug — wir löschten alle Erklärungen und Beleidigungen der Vergangenheit mit unsern herzinnigen Küssen —! Rathe, rathe, wer mein Bräutigam ist!"

Elfriede stemmte ihre Hand fest auf den Tisch, neben dem sie stand. Der Name, der in ihrem Innern längst verklungen war, wollte nicht von ihren Lippen. Sie widerstrebten, das Unglück ihres Lebens zu verkünden. In affectirtem Nachsinnen suchte sie Zeit zur Fassung zu gewinnen, aber Fanny ließ sie nicht dazu kommen.

„Ist es denn so schwer, diesen Namen zu errathen?" fragte sie lachend. „Denk' ein Bischen nach. —"

„Eschenrode —," hauchte Elfriede tonlos.

„Eschenrode? Eschenrode?" wiederholte Fanny

lachend. „Du denkst nur an Eschenrode! Als wenn es weiter keinen liebenswerthen Mann gäbe, als Eschenrode! Nun —“ fügte sie herzlich hinzu, als Elfriede von der ausgestandenen Qual übermannt, wankte und sich machtlos in einen Stuhl warf, „nun stirb nur nicht, mein Herzensfriedchen, stirb nur nicht! Strafe muß sein — warum bist Du so verschlossen gewesen —! Nein, mein Bräutigam heißt Richard Brisek, seit achtundvierzig Stunden Hauptmann in der königlich preußischen Artillerie-Brigade!“

„Richard Brisek —,“ rief Elfriede neubelebt. „Aber Du beschuldigst mich ungerecht, meine Fanny — ich hatte und habe nichts zu gestehen, als eine sehr thörichte Leidenschaft für einen Mann, dessen Verhältnisse ihm schwerlich gestatten werden, jemals um das arme, ganz mittellose Fräulein von Harrowitz zu werben.“

„Das wollen wir doch abwarten,“ entgegnete Fanny. „Ewald von Eschenrode soll und muß Dich heirathen! Hat mein Papa durch seine Speculationen auf diesen edlen Herrn Eure Liebe herbeigeführt, so kann er nun auch seine Schuld sühnen. Nicht, daß er Dir Geld schenken soll, mein Friedchen — nein nur „borgen.“ Ich weiß, die Verhandlungen um das Darlehn, welches Eschenrode nöthig hat, sind fast abgebrochen, weil mein Papa verdrießlich war. — Jetzt soll und

muß er ihm das Geld in gefälliger Aufmerksamkeit entgegentragen. Laß mich nur nach Hause kommen! Ich fühle merkwürdige Kräfte und Anlagen zum Commandiren, seit ich eines Artilleriehauptmannes Braut bin. Allein," fügte sie mit blitzenden Augen hinzu, indem sie Elfrieden fest umschlang, „jetzt bekenne mir Alles, was Du fühlst." Zwischen den Freundinnen entspann sich ein traulicher Austausch aller Empfindungen und Herzensregungen. Sie gaben sich ganz Hoffnungsbildern hin und es ist zu erwarten, daß Alles, was sie sich erträumten, realisirt werden wird. Es wird Se. Majestät, dem Actienkönig, wohl nichts Anderes übrig bleiben, nachdem er mit seiner letzten Speculation so gründlich auf den Sand gefahren ist, als daß er „gute Miene zum bösen Spiele" macht und den Vorschlägen Gehör gibt, die ihm seine Tochter Fanny zu insinuiren gedenkt.

Ende.

Druck von Plachy & Spitzer.

Berichtigungen.

Erster Band.

S. 19 Zeile 14 statt Vorausſegel lies: Vormarsſegel.
„ 22 „ 18 „ Waſſerhöhe lies: Waſſerhoſe.
„ 27 „ 5 „ ſie begründeten lies: ſie bezielten.
„ 29 „ 2 „ Höheren der Armee l.: Führern der Armee.
„ 32 „ 16 „ Coriolonusſchwert l.: Brennusſchwert.
„ 35 „ 14 „ in ihren Conſul l.: in Ihnen Conſul.
„ 49 „ 16 „ weißen Schimmel lies: Eiſenſchimmel.
„ 53 „ 11 „ Fexier Olivier lies: Texier Olivier.
„ 55 „ 20 „ Moosſitz lies: Moosfilz.
„ „ „ 23 „ geſchecte lies: gefleckte.
„ 58 „ 13 „ ſtammweiſe lies: ſtellenweiſe.
„ 75 „ 6 „ grüne Segler lies: graue Segler.
„ „ „ 7 „ Biffweſt lies: Biffröſt.
„ 79 „ 2 „ geſalbten Pfalzgrafen lies: gefallenen Pfalzgrafen.
„ 81 „ 11 „ Schwegwald lies: Schwarzwald.
„ 87 „ 14 „ feſteſte Roß lies: feiſteſte Roß.
„ 88 „ 12 „ Todtenamt lies: Todtenmal.
„ 94 „ 1 „ Starhans lies: Starkhand.
„ 109 „ 6 „ flatternden lies: lagernden.
„ 125 „ 16 „ Lux lies: Luchs.
„ 126 „ 11 „ Scheines lies: Schleiers.
„ 134 „ 3 „ ſchwimmenden lies: ſchimmernden.
„ 139 „ 16 „ igozan lies: igazàn.

S. 142	Zeile 25	statt	tieffinnige lies: tiefinnige.
" 175	" 10	"	Ehe der Mond dreimal lies: ehe das Jahr zehnmal.
" 180	" 22	"	(10 Bataillonn lies: (10 Catalonier.
" 191	" 10	"	daß wie lies: daß wir.
" 191	" 13	"	und Teleky lies: und Teleky nennen.
" 201	" 3	"	Bande lies: Lande.
" 201	" 18	"	Degen lies: Dogen.
" 216	" 4	"	Balaton lies: Palaton.
" 218	" 15	"	aufgeräumt lies: aufgewärmt.

Zweiter Band.

" 11	" 13	"	ruhigen Leben lies: rührigen Leben.
" 16	" 14	"	statt Ritterstande lies: Grafenstande.
" 43	" 19	"	statt sieben Jahre lies: neun Jahre.
" 44	" 6	"	war er jenem Abend lies: hatte an jenem Abende.
" 73	" 19	"	Dynastie lies: Dynaste.
" 75	" 20	"	Neumatel lies: Neumetel.
" 113	" 20	"	nocadomo lies; novadomo.
" 118	" 12	"	Bichta lies: Prichta.
" 149	" 3	"	gar lies: gar nicht.
" 143	" 11	"	statt Igel lies: Igel, Jezek von Pardubic.
" 187	" 3	"	statt Durchsuchung der lies: Durchsuchung durch die.
" 193	" 18	"	kritische lies: brittische.
" 240	" 7	"	statt: ein Knabe von siebzehn Jahren, lies: ein Knabe von neun Jahren.
" 201	" 23	"	statt: Lebfevre lies: Lefebvre.

Inhalt der Jahrgänge 1858—1862.

XIII. Jahrgang. 1858.

Band 1 **Gerstäcker**, Der Flotbootmann.
" 2— 3. **Schücking**, Aus den Tagen der großen Kaiserin.
" 4— 7. **Arming**, Van Hoboken.
" 8— 9. **Burow**, Lebensbilder.
" 10—11. **Fritze**, Vorwärts!
" 12—13. **Guseck**, Aus eig'ner Kraft.
" 14—16. **Ring**, Neue Stadtgeschichten.
" 17 **Mundt**, Cagliostro in St. Petersburg.
" 18—19. **Grabowski**, In Wald und Schloß.
" 20—23. **Scherr**, Joh., Michel.
" 24 **Holtei**, Die Töchter des Freischulzen.

XIV. Jahrgang. 1859.

Band 1— 3. **Boelte**, Frau von Staël.
" 4 **Mügge**. Täuschung und Wahrheit.
" 5 **Mühlbach**, Die letzten Lebenstage Kartharina II.
" 6— 7. **Hoecker**, Der beseelte Schatten.
" 8 **Grabowski**, Die Emigranten.
" 9 **Burow, Julie**, Künstlerliebe.
" 10—11. **Schücking**, Die Rheiderburg.
" 12—14. **Fritze**, Ernest Octav.
" 15—17. **Otto, Louise**, Nürnberg.
Band 18—19. **Breier**, Die Zauberflöte.
" 20 **Laura**, Die Malerin von Dresden.
" 21—23. **Ring**, Eine arme Seele.
" 24 **Hoefer**, Vergangene Tage.

XV. Jahrgang. 1860.

Band 1 **Scherr, Joh.**, Rosi Zurflüh.
" 2— 5. **Gusek**, Im Strom der Zeit.
" 6 **Roskowska**, Polnische Mütter.
" 7 **Hoefer**, Eine Geschichte von damals.
" 8 **Mühlfeld**, Gefangen und befreit.

Band	9—11.	**Boelte**, Maria Antonia.
"	12—15.	**Fritze**, Gertrud.
"	16—17.	**Proschko**, Pugacew.
"	18—20.	**Taura**, Zawis von Rosenberg.
"	21	**Schregel**, Der Fürstensohn.
"	22—24.	**Mühlbach**, Kaiser Leopold II. und seine Zeit.

XVI. Jahrgang. 1861.

Band	1— 2.	**Corvinus**, Der heilige Born.
"	3	**Fritze**, Die Erben von Wollun.
"	4— 7.	**Norden**, Columbus.
"	8— 9.	**Hoefer**, Der große Baron.
"	10—11.	**Proschko**, Ein böhmischer Student.
"	12—13.	**Mühlbach**, Franz Rákóczi.
"	14—17.	**Hellmuth**, Apoll von Byzanz.
"	18—20.	**Otto**, Schultheißentöchter von Nürnberg.
"	21—22.	**Lubojatzky**, Eine lateinische Czarin.
"	23—24.	**Schücking**, Eines Kriegsknechts Abenteuer.

XVII. Jahrgang. 1862.

Band	1— 3.	**Burow**, Ein Bürgermeister.
"	4— 5.	**Fritze**, Idalium.
"	6— 9.	**Mühlfeld**, Ehre.
"	10—12.	**Buch**, Kinder der Zeit.
"	13—14.	**Guseck**, Karl X. Gustav.
"	15—17.	**Wachberg**, Theist und Atheist.
"	18—19.	**Haas**, Die Passauer in Prag.
"	20—22.	**Schirmer**, Fabrikanten und Arbeiter.
"	23—24.	**Frick**, Die opfernden Götter.

Gratisprämie zum Jahrgang 1862: „Die Entdeckung des Karlbader Sprudels." Lithographie. Bei Abnahme von **weniger** als 24 Bänden tritt ein erhöhter Preis ein.

Wien, im Juli 1863.

Herm. Markgraf,
Verlagsbuchhandlung, Wollzeile Nr. 9.

Druck von J. A. Massanetz in Wien.